Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland........$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland.....$1.20 per Jahr.

תדרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. **G. Deutsch**, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O

Neue Folge.—2. Jahrgang. 1. Februar 1902. — **Heft 2.**

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

Da ich von unserem alten Rabbiner Markus Trieschet zu erzählen begonnen habe, muß ich den materiellen Verhältnissen der Rabbiner jener Zeit einige Worte widmen. Trieschet, der 1830 erwählt wurde, erhielt einen Gehalt von 160 Gulden ($62.50) jährlich. Später wurde ihm eine Theuerungszulage von 40 Gulden jährlich zugestanden, und dieser Gehalt von 200 Gulden ($82) blieb ihm bis an seinen Tod im Jahre 1866. Allerdings hatte er ein im Verhältnisse zu seinem Gehalte beträchtliches Nebeneinkommen. Dasselbe bestand zunächst aus den Gebühren bei Hochzeiten, dem sogenannten Rechasch (רח"ש Anfangsbuchstaben von Raw, Chasen, Schammes). Dieses Einkommen galt übrigens nicht als Entlohnung für eine rabbinische Funktion, sondern als eine Art Luxussteuer, ähnlich wie die Regierungen auf alle derartigen Vorkommnisse eine Steuer legten. Die Funktion des Rabbiners bestand bei Trauungen bloß im Sprechen der ersten Segenssprüche, im Vorlesen der Kethube und im Vorsprechen der Trauungsformel. Eine Trauungsrede gab es nicht und eine Grabrede war eine besondere Auszeichnung, die nur den Würdigsten widerfuhr und demnach die Stelle der bei uns üblichen Nachrufe und Kondolenzadressen vertrat. Hingegen waren die durch die behördlichen Plackereien erforderlichen Zeugnisse wie die Ertheilung des Chowerdiploms eine Quelle des Einkommens für den Rabbiner. Groß muß

dieses Einkommen auch nicht gewesen sein, denn ich erinnere mich eines Mannes, der, als ihn jemand Itzigl nannte, entrüstet ausrief: „Sechs Gulden habe ich für meinen Chower bezahlt, und er heißt mich Itzigl!“ Als ich ein Knabe war, hatten diese Ehren aufgehört, und jeder verheirathete Mann erhielt diesen Titel; in Nikolsburg jedoch wurde, als ich 1870 dort ins Gymnasium eintrat, die Unterscheidung noch strenge beobachtet. Eine weitere, reiche Quelle des Einkommens waren die Geschenke zu Purim und zu Jom Kippur, die sogenannten Regolim. Hier gab jedermann nach Vermögen. Endlich mögen in der früheren Zeit auch noch die rechtlichen Entscheidungen bei Zivilprozessen eine Einnahme abgeworfen haben. Zwar waren durch Josef II. Emanzipationsgesetz 1782 die Judengerichte abgeschafft, aber die jüdischen Gemeinden blieben noch lange Zeit als politische Korporationen bestehen, wenn sie auch verpflichtet waren, nach bürgerlichem Gesetze Recht zu sprechen, und dann dürfte die Gewohnheit noch eine geraume Zeit nachgewirkt haben. So erzählte mir mein Vater, daß er einmal unter dem Rabbiner Trieschet Beisitzer eines rabbinischen Gerichtes war, was nicht vor 1846, in welchem Jahre er sich verheirathete, gewesen sein kann. Der Rabbiner machte jedoch die Parteien darauf aufmerksam, daß man in der jetzigen Zeit das rabbinische Gesetz nur im gütlichen Ausgleichsverfahren anwenden dürfe. Rechne ich zu alledem noch die üblichen Geschenke an Viktualien, meistens Zucker und Kaffee, die dem Rabbiner nach seinen zwei jährlichen Predigten am Sabbath Schuba und am Sabbath hagadol übersendet wurden, und die Kleinigkeiten, die er von den Wohlhabenden für das „Lernen“ an Jahrzeitstagen erhielt, so wird Alles mit einander kaum Tausend Gulden betragen haben. Bedenkt man nun, daß Kanitz mit seinen 111 Familien schon zu den mittleren Gemeinden gehörte, so kann man sich leicht von der Nothlage der Rabbiner in den kleineren Gemeinden einen Begriff machen. In dem Bestallungsdekrete des im Jahre 1884 verstorbenen Boskowitzer Rabbiners Abraham Placzek, welches etwa 1840 ausgestellt wurde, wird dem Rabbiner ein Gehalt von 400 Gulden stipulirt. Boskowitz mit seinen 226 Familien war die drittgrößte Gemeinde Mährens. Wenn der Rabbiner von Boskowitz einen Gehalt von 400 Gulden hatte, kann man sich vorstellen, wie es in den kleineren Gemeinden aussah. Dr. Moritz Duschak war in Gaya Rabbiner, das nur 78 Familien zählte. David Oppenheim war jahrelang in Jamnitz Rabbiner, das nur 58 Familien zählte. Beide waren literarisch thätige, gelehrte Männer. Man muß den jüdischen Idealismus bewundern, wenn man sich die Lage solcher Männer vorstellt, wie man sich anderseits über die Fabel von dem Reichthum der Juden ärgern muß, wenn man sie an der Hand sachlicher Belege prüft. Dabei bedenke man erstens, daß die große Mehrzahl der Juden noch die soziale Stellung und die materielle Lage solcher Männer beneidete, und zweitens, daß selbst ihre Stellung noch nicht die schlechteste war. Eine Gemeinde, namens Althart, zählte nur 14 Familien. Der dortige Rabbiner hatte eine Frau aus meiner Heimath geheirathet, und ich erinnere mich, daß man ihm den Spottnamen „Petersell-Row“ (Petersilien-Rabbiner) gab, weil die Sage ging, daß er seinen Gehalt in Petersilie, dem Hauptprodukt jener Gegend, erhielt. Auch von Eleazar Karpeles, dem

Großvater des bekannten Schriftstellers Gustav Karpeles, der in dem kleinen Eiwanowitz Rabbiner war, erzählte mir mein Vater, daß er ihn in den dreißiger Jahren auf dem Markte Grünzeug feil halten sah, weil das ärmliche Einkommen ihn nicht ernähren konnte. Ich besuchte im Jahre 1879 den dortigen Rabbiner Eisler und fand, daß die Rabbinerwohnung noch eine rohe Balkendecke hatte.

Unter solchen Verhältnissen war es für einen Familienvater schwer, die Dignität seines Standes zu behaupten, und so war es gekommen, daß unser armer Rabbi Trieschet nicht das größte Ansehen genoß. Sie erzählten ihm nach, daß er vor der Thüre seines Hauses zu stehen pflegte uud die Marktkörbe der heimkehrenden Hausfrauen musterte. „Was hat Sie gezahlt für die Gans?“ „Ein Gulden, vierzig Kreuzer! Das ist ä Mezie. Die wird ihre vier Seidel Schmalz geben.“ „Was kosten die Zwetschken?“ „Zwanzig für einen Kreuzer! Ae großer Jakrus!“ Oder er pflegte in der Synagoge zu einem meiner Verwandten, Joel Deutsch, genannt Reb Joiel Jedownitz, der eine fromme, alte Seele war, zu sagen: „Reb Joiel, wie viel Brod giebt Euch die Bäckin für einen halben Zentner Mehl?“ Reb Joiel, den eine solche Konversation in der Synagoge verdroß, sagte kurz: „65 Pfund, Rebbe!“ Der Rabbi fuhr auf. „Ae Krie soll man sich schneiden nach ihr Kopp. Mir hat sie nur 63½ gegeben.“ Außerdem hatte er sein Leben lang das burschikose Benehmen des Bochers behalten und benahm sich immer ganz unbefangen ohne Rücksicht auf Standesetikette. Wie ein richtiger Bocher war er immer zerstreut. So kam es, daß er beim Gebete immer die eine oder andere Einschaltung vergaß oder am Sabbath das Wochentagsgebet verrichtete oder umgekehrt. Neben ihm stand mein Großonkel, der Bruder meines väterlichen Großvaters, Moses Deutsch, genannt Moische Reb Salme Wolfens, geboren 19. Januar 1799, gestorben 13. Oktober 1856, der ein richtiger Pietist war, dessen ganzes Denken in den kleinlichen Pflichten des religiösen Lebens aufging. Er war Dank den grausamen Gesetzen der Ehebeschränkung ein alter Junggeselle, ernährte sich kümmerlich als Privatlehrer und begreiflicherweise war schon durch seinen Beruf das Interesse an der richtigen Befolgung der Regeln über das Gebet seine höchste Lebensaufgabe. Es mußte natürlich die Achtung vor dem Rabbiner heruntersetzen, wenn man merkte, daß er משיב הרוח einzuschalten vergaß.

Schließlich verfolgte den armen Mann häusliches Unglück. Seine erste Frau wurde wahnsinnig und er hatte die Sorge um einen Haushalt mit drei kleinen Kindern. Bei seinen kümmerlichen Verhältnissen mußte er sich um mancherlei Dinge kümmern, die für einen Rabbiner nicht standesgemäß waren. So kam es vor, daß man auf den Rabbiner vor dem Schofarblasen wartete und ihn zuhause fand, als er der Magd beim Austheilen des Frühstücks an die Kinder behilflich war. Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß zu jener Zeit und auch noch, als ich Knabe war, der Gottesdienst am Neujahrstage mit Tagesanbruch begann und bis Mittag dauerte. Als der Rabbiner zur Synagoge ging, schliefen die Kinder noch. So benutzte er denn eine kurze Pause, die vor dem Schofarblasen eintrat, um zu sehen, daß seine Kinder versorgt seien. Nun war man damals noch sehr ungeduldig vor dem

Schofarblasen, weil niemand vorher nur einen Bissen gegessen hätte und die Abwesenheit des Rabbiners war eine Verlängerung des Fastens. Ein andermal fehlte der Rabbiner beim Jomkippur Katon. Zum Verständniß sei Folgendes bemerkt: Ein kabbalistischer Gebrauch, der um 1600 entstanden sein dürfte, machte den Tag vor dem Neumondstage zum Fast- und Bußtage. Man nannte ihn den kleinen Jom Kippur. Das Fasten galt nur bis Mittag. Um halb ein Uhr wurde dann ein spezieller Gottesdienst gehalten, der das Fasten endigte. So begab es sich einmal, daß bei einem solchen Gottesdienste der Rabbiner fehlte. Zu meiner Zeit gab es nur einen Fester, soweit ich mich erinnern kann, doch mag damals die Zahl der Büßer größer gewesen sein; zudem war es ein Wochentag und die Andächtigen hatten ihre Geschäfte zu besorgen. Man schickte also den Schammes zu dem Rabbi und erfuhr, daß derselbe gerade damit beschäftigt gewesen war, den Gänsekäfig zu repariren und über dieser Beschäftigung den Bußtag vergessen hatte.

Solche Dinge waren Schuld der Verhältnisse. Mit 200 Gulden Jahresgehalt mußte man eben Alles zu Rathe ziehen. Nicht minder brachte ihn die Krankheit seiner Frau in unbequeme Situationen. Unser Städtchen liegt an der Iglawa, einem sehr unbedeutenden Flüßchen, das aber zur Zeit der Frühjahrshochfluthen sehr gefährlich wird. So mußte der Rabbiner, dessen Wohnung im Inundationsgebiet lag, einmal wegen Ueberschwemmungsgefahr bei besser situirten Freunden Unterkunft suchen. Der Rabbiner, mit drei kleinen Mädchen hinter sich und einem Pack Betten und Kleidungsstücken unter dem Arm, bot begreiflicherweise trotz des Ernstes der Situation einen sehr komischen Anblick. Nun war er auch ein sehr zärtlicher Vater. Eine Frau, in deren Elternhause er Zuflucht gefunden hatte, erzählte mir, wie der Arme in der Nacht aufstand und mit der Kaffeeflasche, die er mitgebracht hatte, in der Hand, die Kinder weckte. Rhachele — er sprach das „r" wie so viele Juden als Guttural aus — willst de Kefe? Sorhele, willst de Kefe? Rhesele, willst de Kefe? Derartige Scenen, die sich leider oft ereigneten, mußten seinem gesellschaftlichen Ansehen in dem kleinen Orte, wo man nichts unbeobachtet thun konnte, begreiflicherweise schaden.

Auch seine geistige Wirksamkeit wurde bald für die Verhältnisse und Bedürfnisse der heranwachsenden Generation unzureichend. Er war, wie ich sagte, 1830 angestellt worden. Damals war die Generation meines Großvaters, der 1787 geboren war, der führende Theil der Gemeinde. Die Greise reichten bis 1750 zurück. Für sie war es selbstverständlich, daß der Rabbiner an Gesetzesfrömmigkeit und an talmudischer Gelehrsamkeit alle Gemeindemitglieder überragen mußte. Vier Jahre vorher, 1826, war Mannheimer zum Prediger in Wien gewählt worden, 1835 wurde Zunz zum Prediger in Prag gewählt, um dieselbe Zeit begannen Schwab und Fassel in Proßnitz deutsche Predigten zu halten, aber der Landesrabbiner Nehemias Trebitsch, der von 1832 bis 1842 seines Amtes waltete, wollte noch „das Deutsche mit der Wurzel ausrotten." So blieb denn Kanitz noch von jeder Ketzerei unberührt. Im Jahre 1847 kam aber Samson Hirsch als Landesrabbiner nach Nikolsburg, und wenn er auch die Frommen dort nicht befriedigte, so war doch das Deutsche offiziell tolerirt. Zu dieser Zeit waren die Zeitgenossen

meines Vaters Männer und wollten für sich und ihre Kinder einen Rabbiner von mehr modernem Wesen. Man organisirte eine Schule und der schon erwähnte David Löwi wurde als Oberlehrer und Prediger gewählt. Der alternde Trieschet sah sich in derselben Lage wie die deutsch-amerikanischen Rabbiner gegenüber dem einheimischen Nachwuchs. Er war antiquiert und es setzte harte Kämpfe. Später, als ich ein Knabe war, hatte sein Alter und seine echte Frömmigkeit alle die Schwierigkeiten ausgeglichen. Wir wurden gelehrt, dem Herrn Rabbiner die Hand zu küssen und hörten nur mit Achtung von ihm sprechen. Auch gab es mit dem Abgange Löwis, der um 1855 als Oberlehrer nach Lundenburg berufen wurde, keinen Prediger mehr. Von den Predigten Trieschets weiß ich nur, daß es mich befremdete, wie die Leute in seine Predigten hinein sprachen. Ich sagte einmal meinem Vater bei Tische: Das war nicht schön, daß Du laut gesprochen hast, als der Herr Rabbiner predigte. Mein Vater lachte ob dieser Zurechtweisung und das verdroß mich noch mehr. Trieschet war schon ein etwas moderner Mann und predigte mit Vorliebe Religionsphilosophie. So habe ich wahrscheinlich durch Nacherzählungen lange, ehe ich Albos philosophisches Werk lesen konnte, die drei Dogmen, die er aufstellt, Glaube an Gott, Offenbarung und Unsterblichkeit, kennen gelernt. Sie kehrten in fast jeder Predigt wieder. Er war auch auf der Kanzel zerstreut. So soll es ihm passirt sein, daß er, als er die talmudische Stelle zitirte, daß wir uns in Werken der Wohlthätigkeit an Gott ein Beispiel nehmen sollen, wie Gott Moses begrub, so sollen wir auch die Todten begraben, sich versprach und sagte: Kodesch borchu ist gestorben und Moische Rabbenu hat ihm koiwer gewesen. (Siehe Sotah, 14, a.)

Auf sein talmudisches Wissen war er, wie alle Rabbiner der alten Schule stolz. Meinem Lehrer Isaak Hirsch Weiß verdanke ich die folgende Anekdote: Als Samson Hirsch in sein Amt eingeführt wurde, machten ihm die Rabbiner und die Honoratioren der Gemeinden ihre Aufwartung. Die Rabbiner waren begreiflicherweise ihm nicht sehr freundlich gesinnt. Sie sahen in ihm nicht nur den erfolgreichen Konkurrenten und den Fremdling, sondern auch den Halbwisser. Es galt daher, ihn zu beschämen. Zuerst begann Salomon Quetsch, damals Rabbiner in Leipnik, später Hirsch's-Nachfolger als Rabbiner in Nikolsburg, als solcher 1855 gestorben, mit einer schwierigen Stelle in Rabbi Simson's aus Sens Kommentar zu Mikwaoth. Hirsch blieb stille. Darauf erwiederte Rabbi Bär Oppenheim mit einem Lösungsversuch und zitirte Sabbatai Kohen zum Choschen Mischpat. Hirsch sprach noch immer nicht. Endlich begann Trieschet mit einem Tosafot in Chullin über das Schmoren von Fleisch und Milch (Tigun). Da mußte er doch anbeißen. Hirsch sagte aber nur: Was verstehen Sie unter Tigun? Statt aller Antwort lachte ihm Trieschet ins Gesicht. Von meinem Vater weiß ich nur, daß Trieschet und der Rabbiner des benachbarten Pohlitz, Löbel Freund, genannt Reb Löb Berlin, gestorben 1857 als siebenundachtzigjähriger Greis, sich darüber aufhielten, daß sie Hirsch mit unbedecktem Haupte stehen ließ, als sie bei ihm eintraten. Ebenso hörte ich von dem

wackeren Lehrer Maier Fröschel in Nikolsburg, in dessen Hause ich wohnte, und der ein treuer Schüler und Bewunderer von Salomon Quetsch war, daß der Letztere von dem „teitschen Chosid" nichts wissen wollte. Als ich bei Fröschel wohnte, lebte noch Salomon Quetsch's Wittwe, die als Xanthippe berüchtigte Rebbezin Rochel, die unsere Nachbarin war. Als charakteristisch will ich mittheilen, daß man sich erzählte, der wegen seiner ausgelassenen Streiche berühmte Schemaje Chasen in Leipnik habe dem erkrankten Rabbiner einmal gesagt: Dem Rebben wird nicht ehnder besser werden, bis er auf Rochels Kewer geht. Ich selbst kann aus meiner Zeit folgende verbürgte Thatsache mittheilen. Die Rebbezin Rochel wohnte mit einer verwittweten Schwester, der Rebbezin Peßl, Wittwe eines gewissen Wolf Langfelder, zusammen, der, wenn ich nicht irre, Rabbiner in Tapolcsany, Ungarn, gewesen war. Peßl erkrankte, und eine Klystier wurde verordnet. Die Hebamme, die dieses Geschäft besorgte, erschien und fand beide Damen im Bette, wußte also nicht, zu wem sie gerufen worden war. Da rief Rochel: Peßl schläft, ihr fehlt nichts. Gebt mir die Klystier. Sie hatte der kranken Schwester diesen Genuß mißgönnt.

Trieschet war übrigens in weltlichen Dingen nicht ganz ungebildet. Er schrieb eine schöne Hand und las seine Zeitung jeden Tag. Ich erinnere mich, daß ich ihm täglich die Wiener Presse brachte, die er mit meinem Vater zusammen hielt. Ich weiß auch noch, daß ich ihm im Auftrage meines Vaters mittheilte, es sei Waffenstillstand geschlossen worden. Den Abzug des preußischen Invasionsheeres erlebte er nicht mehr. Das Gemeindehaus, in dem er wohnte, war als Lazareth für die zahlreichen Cholerakranken des preußischen Heeres verwendet worden. Der Rabbiner wollte aber sein Haus nicht verlassen, weil er dort sein Bischen Silber vergraben hatte. Er erkrankte an der Cholera und starb im August 1866. Der Tod söhnte Alle mit ihm aus, aber sein Andenken litt unter dem seines Vorgängers Josef Spiro, von dem ich im Folgenden erzählen will.

Talmudische Kernsprüche und haggadische Deutungen.

(Mitgetheilt von S. M.)

Der Gerechte verspricht wenig und thut viel; der Gottlose verspricht viel und thut nicht einmal wenig (Baba Mezia 87 a).

Der Nasi Gamaliel hatte Rabbi Josua schwer beleidigt und suchte ihn in seiner ärmlichen Wohnung auf, um ihn um Verzeihung zu bitten. Als er die rauchgeschwärzten Wände sah, sagte er zu Rabbi Josua: „An diesen Wänden erkenne ich, daß Du das Schmiedehandwerk betreibst." „Wehe der Generation," erwiderte Josua, „deren Führer Du bist, und wehe dem Schiffe, dessen Steuer Du lenkest; denn Du kennst nicht die Noth und die Leiden der armen Gelehrten, und weißt nicht, wie schwer es ihnen wird, um ihren dürftigen Unterhalt zu erwerben" (Berachot 28 a).

Victor Hugo und das Toldot Jeschu.

Zum Centennar des großen Dichters.

Von Samuel Krauß.

Budapest, November 1901.

Mit der Edition des Toldot Jeschu beschäftigt,[1] stieß ich in alten und neuen Schriften auf Aeußerungen von christlichen Antoren, die eine völlige Unkenntniß der Sache verrathen, denn nur die allerwenigsten Autoren, die das Toldot citieren und sich darauf berufen, haben das Werk wirklich gelesen, alle Uebrigen sprechen nur nach dem Hörensagen und fallen darum in unvermeidliche Irrthümer. Ebenso wie der Talmud ist der Toldot in den Augen der Christen von einem mysteriösen Dunkel umgeben, man vermuthet darin ein Hauptwerk des Judenthums und es ist fast ein nobile officium der Christen, dieses Werk zu bekämpfen.

Schon Basnage hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, den Widersinn und die Ungereimtheiten des Toldot aufzudecken,[2] aber nichtsdestoweniger hat sowohl Basnage als Abbe Bullet[3] das Toldot als eine Quelle angegeben, die für uns die Anfänge des Christenthums erschließen kann, die also im gewissen Sinne den Evangelien zur Seite steht. Nur Renan[4] und die neueren deutschen Theologen haben sich von diesem Fehler freigehalten, was aber nicht ausschließt, daß es noch immer Laien, das heißt Nicht-Theologen giebt, die das Toldot als Geschichtsquelle benützen, und so konnte es geschehen, daß der gefeierte Begründer des neueren Monismus, Ernst Häckel, selbst in unseren Tagen das Toldot mit den apokryphen Evangelien für gleichwerthig hält und es über die kanonischen Evangelien erhebt.[5]

Für Voltaire war neben der Schrift De tribus impostoribus[6] das Toldot das werthvollste theologische Buch: Le toledos Jeschu est le plus

---

1) Cf. Jewish Quarterly Review XII, 718 s.

2) Basnage. L'Histoire des Juifs, Rotterdam, 1707, t. III, p. 418–444.

3) Bullet, Geschichte der Gründung des Christenthums, übersetzt von P. J. Weckers, Mainz, 1830. Fast das ganze Toldot ist hier in französischer respective deutscher Sprache enthalten.

4) Renan, Les origines du Christianisme, 2. edition, V, 190, macht zwar eine Anspielung auf toledoth de Jesus, erwähnt aber sonst das Toldot nicht.

5) Häckel, Die Welträthsel, Bonn, 1899, p. 378. Die weiteren Ausführungen Häckel's und die Polemik, die sich daran knüpft, siehe in Bischoff's „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik und Antikritik," 1900, No. 2, p. 49 ss.

6) Paraclet, als Namen des Messias auch in den Islam übergegangen, findet sich auch in De tribus impostoribus, siehe Steinschneider, polemische und apologetische Literatur, Leipzig, 1877, p. 325, No. 43. Dagegen ist das Verhältniß zwischen Toldot und De tribus impostoribus noch nicht aufgeklärt worden. Wenn zwischen beiden überhaupt ein Verhältniß existirt, so kann nur der Autor der „Impostura" vom Toldot geschöpft haben, nicht aber umgekehrt, da der Stoff des Toldot, nämlich die Polemik gegen das Christenthum sich auch in „Impostura" findet, während umgekehrt die Bekämpfung der Religion überhaupt, wie im „Impostura" zu lesen, in das Toldot natürlich keinen Eingang gefunden hat.

ancien écrit Juif, qui nous ait été transmis contre notre religion. C'est une vie de Jésus-Christ, toute contraire à nos saints évangiles [1]) Mit der Bezeichnung une vie de Jesus-Christ verräth Voltaire eine richtige Vorstellung von dem Wesen des Toldot, was von Victor Hugo durchaus nicht gesagt werden kann.

Der große Dichter, dessen Centennar gerade jetzt gefeiert wird, kommt mehreremal auf das Toldot zu sprechen, das er offenbar für eine wichtige Schrift hält, von deren Inhalt aber er schwerlich sich Gewißheit verschafft hat. Victor Hugo, ein Träger westlicher Cultur, fühlte sich dennoch von dem orientalischen Wesen angezogen, und in seinen 1828 erschienenen Gedichten: „Orientales" zeigt er sich als warmer Freund des Orients. Freilich ist der Orient für ihn eine Märchenwelt, die mit dichterischem Geiste erfaßt werden muß, diese Welt ist für ihn in mystisches Dunkel gehüllt, das für den Europäer zwar dichterischen Reiz hat, aber nicht Gegenstand des exacten Wissens sein kann. Selbst die Bibel ist für Victor Hugo nur ein Schatz von dichterischen Sagen, und selbst dort, wo er daraus zu citieren scheint, springt er frei damit um. Als Beispiel mag dienen die freie Weise, wie er die Sätze Genesis XXIV, 63-67, die Begegnung Isaacs mit Rebecca anführt. [2]) Die neutestamentlichen Thatsachen werden übrigens ebenso frei behandelt, wie die merkwürdige Stelle in Les travailleurs de la mer, 1ere partie, fin (p. 256) beweist; unter Anderem heißt es da: Oolibama, qui s'apelle aussi Judith?

Eigene Bibel-Kritik Victor Hugo's kann das nicht sein, vielmehr glaube ich, daß der Dichter hier unter dem Einflusse seiner Lectüre des Buches „Impostura" steht. De tribus Impostoribus gegen Ende (ed E. Weller, Heilbronn, 1876; in ed. F. W. Genthe, Leipzig, 1833 fehlt dieser Passus) wird nämlich der Widerspruch zwischen Genesis XXVI, 34 und XXXV, 2 besprochen und gesagt: Harum conciliationem nondum video (p. 38); Victor Hugo löst nun die Frage so, daß er Oolibama mit Judith einfach identificirt!

In einem prosaischen Stücke, das gegen die Juden tiefen Haß athmet, hat er auch die richtige Bemerkung, daß die Christen von den Juden nazaréens genannt werden; [3]) dann fährt er fort:

> En 1262, une memorable conference eut lien, devant le roi et la reine d'Aragon, entre le savant rabbin Zechiel et le frere Paul Ciriaque, dominicain tres erudit. Quand le docteur juif eut cite le Toldos Jeschut, le Targum, les archives du Sanhedrin, le Nissachon Vetus, le Talmud etc., la reine finit la

---

[1]) Voltaire, "Oeuvres completes," Paris, 1869, T. XXX, p. 319; Histoire de l'etablissement du Christianisme. ch. VI. Cf. J. A. Thilo, "Codex Apocryphus Novi Testamenti," Lipsiae 1832, p. 528.

[2]) Les travailleurs de la mer, Iere partie, fin (Victor Hugo illustre, Paris, Eug. Hughes editeur), p. 258.

[3]) Journal d'un jeune Jacobite de 1816 (Literature et philosophie melees) p. 16.

dispute en lui demandant “pourqoui les juifs puaient” Il est vrai que cette haine et ce mepris s’affaiblirent avec le temps. [1])

Zunächst bemerkt man hier, daß Victor Hugo zwei berühmte Disputationen des 13. Jahrhunderts miteinander confundirt; der Name Zechiel weist ganz bestimmt auf Jechiel de Paris, den Helden der Disputation vom Jahre 1240, während die Jahreszahl 1262 und der Name des Dominikaners Paul allerdings auf die Dispuation von Barcenona weist, wo Nachmani und Pablo Christiani sich gegenüber standen. Bei dem Dichter ist Ciriaque wohl Christiani, ein Beiname, den sich Paul, ebenso wie das Wort beilegte, denn, obzwar Cyriacus an und für sich eine Bedeutung hat (dem Herrn gehörig) so ist es auch ein Name, der in einer Disputation stark hervortrat, wir meinen die Disputation vor der Kaiserin-Mutter Helene in Jerusalem, circa im Jahre 315, [2]) und es ist nicht ausgeschlossen, daß der Mönch sich gerade diesen Namen wählte. Noch ein Zug verräth die Pariser Disputation; bei dieser war nämlich auch die Königin-Mutter Blanche zugegen, in deren Hand die Regierungsgeschäfte lagen, so daß sie es war, die ein entscheidendes Wort zu führen hatte, und so erklärt sich die Notiz la reine finit la dispute, wobei natürlich von den darauf folgenden gehässigen Worten abzusehen ist. Bei der Disputation von Barcelona hingegen war zwar die Königin von Aragonien gleichfalls anwesend, es liegt aber nicht die geringste Spur vor, daß sie noch über den König hinaus sich an der Leitung der Geschäfte betheiligt hätte.

Der stärkste Beweis aber, daß Victor Hugo die Disputation von Paris meint, liegt darin, daß er bei dieser Gelegenheit das Buch Toldot Jeschu figuriren läßt. Bei der Disputation von Paris behauptete Nicolaus Donin, der Talmud enthalte gehässige Aussagen über Jesus, und Jechiel suchte die Anschuldigung dadurch zu entkräften, daß er meinte, die talmudische Erzählung von Jesus, dem Sohne des Pandera, beziehe sich nicht auf den Stifter des Christenthums, sondern auf irgend einen anderen Jesus, der später gelebt habe. [3]) Nun ist aber die uneheliche Geburt Jesu und die Vaterschaft des Pandera bekanntlich das Hauptthema im Toldot Jeschu, und so kann mit einigem Rechte gesagt werden, daß bei der Disputation von Paris auch das Toldot eine Rolle spielte. Wir sind jedoch hier gar nicht auf Vermuthungen angewiesen; es wird von berufenen Forschern angenommen, daß bei der Pariser Disputation thatsächlich über das Toldot verhandelt

---

[1]) Weiter unter sagt er: On vit dans le meme dix-septieme siecle . . . Antoine . . . embrasser la loi mosaique; siehe jetzt R. d. E. J. XXXVII, no. 74, p. 161—180.

[2]) Jewish Quarterly Review l. c.

[3]) ויכוח ed. Wagenseil, p. 20; Grätz, Geschichte der Juden, dritte Ausgabe, VII, 97. — In den Extractiones des Talmud-Processes, über die von Isidore Löb ausführlich gehandelt wurde (R. d. E. J. I, 259) werden jedoch im Namen des Talmud bloß Blasphemien auf Jesus angeführt. Pandera oder Sotada findet sich darin nicht.

wurde, [1]) und möglicherweise ist der Ausdruck Talibus, der 1254, also einige Jahre nachher, in einem Decrete Louis' des Heiligen vorkommt, [2]) nicht als Talmud sondern als Toldot zu verstehen; wenigstens steht talibus zu Toledos näher als zu dem wohlbekannten Talmud, dessen schlechte Schreibung kaum begreiflich wäre. Der Copist wollte wahrscheinlich das ihm unbekannte toledos zu talmud nahe bringen, und von diesem Bestreben entstand das sinnlose talibus. [3]) Eine andere Frage ist es, ob ein anderes polemisches Werk, das von Victor Hugo richtig als Nissachon Vetus [4]) bezeichnet wird, bei der Pariser Disputation figurirte, vielleicht ist es nur Ausschmückung der Erzählung, um die Größe der Disputation anzuzeigen, wie auch die Nennung des Targum nur diesen Sinn haben kann; allein les archives du Sanhedrin haben insofern eine Berechtigung, als ja damit nichts anderes als die jüdischen Geschichtsquellen gemeint ist, und auf diese hatte sich Jechiel, wie auch auf den Talmud, thatsächlich berufen.

In Barcelona hingegen war von einer derartigen Polemik nicht die Rede; Pablo Christiani hatte ja behauptet, daß der Talmud die Messianität Jesu lehre, und da kann von Toldot und von Nizachon nicht gehandelt worden sein.

Wie kommt nun Victor Hugo dazu, Vorgänge, die sich offenbar in Paris abspielten, nach Barzelona zu verlegen? Das kann nur an der größeren Wichtigkeit der Disputation von Barcelona liegen, der gegenüber diejenige von Paris fast verschwindet. Ein äußerlicher Beweis liegt dafür vor, daß Basnage, obzwar Franzose, von der Disputation in Barcelona im Allgemeinen richtige Vorstellungen hat, [5]) während er diejenige von Paris mit einer flüchtigen Erwähnung abthut. [6]) Auch Victor Hugo hatte für die Disputation, die sich in seinem eigenen Vaterlande abspielte, keine Erinnerung, was er davon an Thatsachen wußte oder hörte, knüpfte er an die berühmte Disputation von Barcelona.

---

[1]) H. Ch. Lea, A history of the Inquisition, London, 1888, I, 556 (cf. die Uebersetzung von S. Reinach, Paris, 1900): "In the Paris condemnation of 1848 the Talmud only is specified though in the examination mention is made ... of a work, which from its description would seem to be the T. J." — Cf. W. Popper, The Censoship of Hebrew Books, New York, 1899, p. 12.

[2]) De Lauriere, Ordonances des Rois de France de la troisieme race, I, p. 75, no. 32 (citirt von Grätz VII, 405): Judaei cessent ab ... sortilegiis et caracteribus et tam Talibus quam alii libri, in quibus inveniantur blasphemiae, comburantur. — Grätz liest freilich Talmud.

[3]) Neben Talmud kommt in lateinischen Texten des Mittelalters Talmut oder Talmuth vor, so daß talibus ganz vereinzelt wäre und darum besser als Toldot aufgefaßt wird.

[4]) Der Zeit nach könnte es wohl figuriren, denn das alte נצחון war schon im 12. Jahrhundert vorhanden; s. Wagenseil's Vorrede zu seiner Edition.

[5]) Basnage, l. c. V, 1761. Er behandelt das vor der Pariser Disputation.

[6]) Ib. V. 1812: il se tiut une Conference en presence de Blanche, qui etait Regente en l'absence de Saint-Louis, entre Jechiel et Nicolas Donim ...

(Fortsetzung folgt.)

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von
S. H. Sonneschein.

„Parfümerie macht den Todesmoder nur noch unausstehlicher!" (Koheleth 10, 1.)

Dem Tode und seinen Zersetzungsprozessen muß man mit Ruhe und vernünftiger Resignation in's Antlitz sehen. Schönpflästerchen, kosmetische Mittelchen, allerhand Weihberäucherung und selbst die kostspieligsten Einbalsamirungen ändern absolut nichts an der Thatsache des Moders und des Verfalles. Je mehr man dem Zersetzungsprozeß ein Schnippchen zu schlagen sich anschickt, desto schlimmer und unnatürlicher grinst der Tod. Es giebt kaum noch etwas Häßlicheres und Abstoßenderes als der Anblick einer nackten Mumie! Gieb dem Tode, was ihm gebührt. Er wird noch viel schneller mit sich selber fertig, wie das Leben das thut! Wenn nur dein Leben Spuren edler Art zurückläßt, kannst du schon zufrieden sein. Je rascher der Tod außer Sicht kommt, desto weniger geräth das Leben außer sich! Merkt Euch das, Ihr Fanatiker.

„Wer Vater und Mutter ehrt, sichert sich die irdische Unsterblichkeit!" (Midrasch zu Exodus 20, 12.)

Im Familienleben wurzelt alle irdische Fordauer! In der Familie, im Volksstamm, in der Nation lebe mit jeder Faser deines Lebens, und die Spuren deiner Erdentage bleiben, so lange die Erde dauert! Dieses Mysterium war und ist dem Judenthum kein Geheimniß. Nur dürfen wir es nicht mißverstehen. Das jüdische Blut allein thut es nicht. Es gehört das jüdische Herz dazu, von dessen Kammern allein die Pulsschläge unsers irdischen Daseins ausgehen. Und ohne den jüdischen Geist, ohne das jüdische Weltideal ist unser Herz nur ein Muskelgewebe, kaum höher im Werthe, wie der jüdische Magen! Der ganze Rassenschwindel wird nur dann ein Ende nehmen, wenn wir Juden mit der Beseitigung dieses Humbugs ernstlich beginnen. Nicht gegen die sporadische Mischehe richte sich unser Hauptaugenmerk, sondern gegen die überhandnehmende religiöse Flauheit! Der Vater, die treue Mutter sind beide immer Eins und stets einig! Wenn die Eltern aber gemein und falsch sind, sind und bleiben sie entzweit auch ohne Mischehe! Und die unschuldigen Kinder büßen es, und die Stammes-Fortdauer im jüdischen Sinne, im Sinne der Gotteskindschaft auf Erden, ist und bleibt gefährdet! Merkt euch das, ihr Fanatiker.

„Genau so, wie der neue Himmel und die neue Erde, welche ich schaffe, schon fertig vor mir stehen, genau so besteht euer Same und euer Name!" (Jesaia 66, 22.)

Hier, in Amerika, die neue Welt für alle Menschen, auch für uns Juden! Ja, die Stadt Washington ist unser Jerusalem! Das amerikanische

Capitol unser Zion! Und wenn es euch nicht zusagt, wenn es euch nicht behagt, braucht ihr ja nicht herüber zu kommen! Wer zwingt euch denn dazu? Könnt ihr denn wirklich das deutsche, böhmische, ungarische und polnische Ghetto nicht entbehren? Dann gut! Bringt es in Himmels Namen mit euch! Nehmt es auf euren Buckel! Schleppt es auf euren lastgewohnten und rastungewohnten Rücken. Wir amerikanischen Juden gönnen euch die Rast von ganzem Herzen, theilen mit euch die Last von ganzer Seele! Nur um Eins bitten wir euch: Säet keinen bösen polnischen Samen und haltet den jüdischen Namen in Ehren! Behaltet das Ghetto, wenn es so sein muß, für euch! Aber lasset die „Politik," den Amtsschacher aus dem Spiel. Der amerikanische „Staat" wird mit der polnischen „Synagoge" viel rascher fertig, wie mit der „römischen Kirche!" Merkt euch das, ihr Fanatiker!

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Die Wissenschaft im Allgemeinen steht nur dann fest, wenn „sie sich" in den Dienst der Wahrheit stellt. Die jüdische Wissenschaft erst recht. Sobald sie einer Partei allein huldigt, verliert sie, wenn auch nicht die Stellung, aber ganz gewiß die Freiheit. Was sie an Halt gewinnt, büßt sie am Gehalt ein. Ich meine den und nicht das Gehalt! Der Buchstaben-Gottesdienst wird zum Buchstaben-Götzendienst! . . .

An die Vernunft!!

Du gleichst dem Diamanten
Mit scharfgeschliffenen Kanten,
Der Allem unzugänglich,
Nur nicht dem eig'nen Staube.
Dich schreckt nicht Gift, nicht Eisen,
Vernünftigen Beweisen
Erkannt als unverfänglich
Allein gehört dein Glaube.

„Herzl! Was begehrst Du?" —

Eine weitere Million Dollars! —

„Du sollst sie haben. Aber dem Millionärfresser, dem Nordau, stopf vorerst das Maul!"

— Das kann ich nicht, Kinder! —

„Und warum nicht?" —

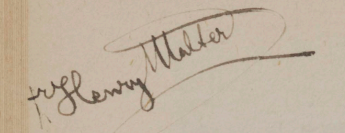
Weil sein Maul gar zu groß ist! —

Nicht woher du kommst und wohin du gehst,
Sei die Sorge deiner Erdentage.
„Heute!“ heißt die Schrank' in der du stehst,
Und „was soll ich *heute*?“ mahnt die Frage.

Es giebt zweibeinige Bestien und vierhändige Menschen. Das sind die guten Leutchen, welche bei Tag und bei Nacht mit vier Händen das Geld zusammenraffen möchten, wenn sie es nur könnten. Da hab' ich doch vor dem zweibeinigen Raubvogel noch immerhin mehr Respekt. *Der* hat wenigstens Flügel, womit er sich über die Wolken erheben kann. Aber so ein vierhändiger Raubmensch!? —

Wie doch die Parteilichkeit auch unsere Theologen nicht minder dem Irrthum in die Arme treibt, wie die Geister, welche der Kirche dienen. Weil momentan in der größten und maßgebendsten jüdischen Gemeinde des deutschen Reichs die Agitation für die Einführung einer Sonntags-Erbauungsstunde nebst Predigt trotz der momentanen Niederlage noch immer nicht aufgegeben wurde, da die Freunde der Bewegung keineswegs die Verlegung des Sabbath auf den Sonntag im Auge haben, sondern auf's Nachdrücklichste den wochentägigen Charakter der Gebetstunde mit einer dazu gehörigen passenden Homilie betont wissen wollen. Auch eine solche für den commerciellen und industriellen Klein- wie Großbetrieb der Reichsmetropole nothgedrungene Konzession wird verschrieen und verlästert. Wenn das von Seiten der Orthodoxie geschieht, so finde ich das ganz begreiflich. Wenn aber ein Mann wie Dr. Bernfeld von einer solchen Maßregel nichts wissen will, weil, wie er meint, „das *gemeinsame* Gebet im Judenthum überhaupt keine so bedeutende Rolle spielt“ und die Synagoge „keine *Erbauung* kennt, indem dieser Begriff in die Judenheit künstlich hineingetragen worden ist.“ — Wie ein gelehrter Mann, dem die wissenschaftliche Erforschung des Judenthums über jedes Parteigetriebe erhaben sein muß, in *einem* Athemzuge zwei so leidenschaftlich gefärbte Behauptungen aufzustellen vermochte, ist nur durch wissenschaftliche Parteinahme zu erklären, aber nicht zu rechtfertigen. Denn ein Dr. Bernfeld weiß es ja als gründlicher Talmudist und feiner Bibelübersetzer nur zu gut, daß die *religiöse* Erbauung im Judenthum autochthon ist. Was bliebe von der alten „T'fillah“ und dem alten „Machsor“ noch viel übrig, wenn das sogenannte erbauliche Element davon ausgeschieden würde? — Nur nicht das Kind mit dem Bade ausschütten, Herr Doctor! —

Ein gütiger Prinzipal. „Du hast wohl nicht die Kourage gehabt, Oskar, den Herrn Prinzipal an Dein heutiges Jubiläum zu erinnern?“ — „Doch! Ich habe ihm gesagt, als er an mein Pult trat: Heute sind es fünfundzwanzig Jahre, daß ich in Ihren Diensten stehe!“ — „Und was sagte er darauf?“ — „Bitte, setzen Sie sich!“



Hieronymus Lorm.

Der achtzigjährige, blinde und taube Dichter hat anläßlich der Errichtung eines Goethe-Denkmals folgendes Gedicht in der „Neue freie Presse" veröffentlicht, für dessen Reproduktion unsere Leser gewiß dankbar sein werden. Die Redaktion.

Goethe.

Der unsichtbare Geist, der Völker leitet,
Der Weltgeist, der Geschichte heimlich Rad,
Fand, daß der Deutsche sich um Formen streitet
Und d'rüber ganz vergißt, was Volk und Staat,
Daß — fremder Völker Boden unterbreitet —
Zur Frucht nicht reift die heimathliche Saat.
Der Weltgeist sah, daß unsern Landen fehle
Die deutsche Poesie, die deutsche Seele.

Drum seine Kräfte einen Menschen schufen,
Der ganz nach eig'ner Wesenheit verfuhr,
Der sich entfaltet in stets höhern Stufen
Und mehr und mehr zum Spiegel der Natur.
Wer zur Enthüllung seines Selbst berufen,
Enthüllt vom Weltgeheimniß eine Spur;
Im eigenart'gen Duft enthüllt die Pflanze
Sich selbst und mahnt an's tief verborg'ne Ganze.

Natur mit Eins hat Stimme jetzt gewonnen!
So sangen Mond und Wald und Feld ihr Lied,
Das doch vom Rauschen im geheimen Bronnen
Des Menschenherzens nie sich unterschied,
Natur, verschlossen sonst, schien jetzt gesonnen,
Zu sagen, was kein Denker je errieth,
Was ihrem Ursprung, ihren Zielen eigen;
Das Weltverhängniß doch gebeut ihr Schweigen.

Und wie Natur, so leuchtet auch Geschichte
Im Dichtergeist zum Glanz der Wahrheit auf.
Es schreitet einer „Fülle der Gesichte"
Der Ritter mit der Eisenhand vorauf.
Die Fürstenwillkür, Pfaffenlist, das schlichte
Gemüth des Volkes nehmen ihren Lauf
An uns vorbei — und was wir täglich nennen,
Wir lernen's hier in seinem Innern kennen.

Vom Innenleben doch giebt rechte Kunde
Erst eine urgewalt'ge Leidenschaft.
Die schmerzensvolle, segensreiche Wunde,
In der sich Höllengluth und Himmelkraft
Vereinen zum geheimnißvollen Bunde,
Der Qual und Wonnen spendet märchenhaft.
Die Liebe lehrt als Sinnbild höchster Sendung
Im Untergang des Ich's des Glücks Vollendung.

Und ist der Untergang nicht süßes Leben,
So ist er bitt'rer Tod, wie „Werther" zeigt.
Er hat mit Flammenschrift zurückgegeben,
Was falsche Sitte heuchlerisch verschweigt:

Antikes Recht des Selbst, sich zu erheben
Zum Freitod, der nichts Ird'schem mehr geneigt.
Erschüttert ward die Welt und Thoren sprachen,
Daß jetzt die Pfeiler des Bestehn's zerbrachen.

Das Menschenherz, vom Erdenspuk umnachtet
Und dunkel fühlend, daß er Trug und Wust,
Wenn's sehnsuchtstrunken nach den Sternen trachtet,
Wird sich der Erde Feindschaft bald bewußt.
Sie rächt sich, daß der Mensch ihr Gut verachtet,
Armsel'gen Flitter, kümmerliche Lust,
Und sendet aus der Phantasie Regionen
Dem Menschen böse Geister und Dämonen.

So war's bei „Faust!" Ihm will's das Herz verbrennen,
Daß er, der Alles weiß, nichts wissen kann.
Vielleicht doch birgt die Erde das Erkennen —
Drum schmiegt er sich dem Sinnen-Teufel an.
Muß drüber sich ein Weib verloren nennen,
Durch ihn geschleudert in Verbrechens Bann —
Was thut's? Dem Forschertrieb gilt's, voll zu machen
Der wilden Sehnsucht aufgesperrten Rachen.

Ein Bruchstück nur ist „Faust," getheilt, zerrissen,
Und für der Seele Durst nicht Trunk, nur Schaum,
Ein Bruchstück wie das Leben, wie das Wissen,
Wie jedes Einzeldaseins schönster Traum.
Ein Greis nur konnt' versuchen, weil vermissen
Den Schluß: er kommt nicht vor im Erdenraum,
Zum Himmel ragt das Bruchstück ohnegleichen
Als ein gigantisch herbes Fragezeichen.

Doch nicht des Daseins Zwietracht, nicht Verhöhnung
Der Welt, nur friedensvolle Harmonie
Ist eines wahren Dichtergeists Gewöhnung,
Nur Schönheit blüht ihm auf zur Poesie
Drum fand er bei den Griechen die Versöhnung,
Wo selbst der Schmerz, der zu den Göttern schrie,
Im süßen Wohllaut sich erging, als wären
Die Laute der Natur Musik der Sphären.

Die Laute der Natur sind meist das Grauen!
Dem Taurierfürsten bebt das Herz mit Recht,
Denn unerhörte Gräuel läßt ihn schauen
Das Wort: „Ich bin aus Tantalus' Geschlecht."
Die Priest'rin spricht's, die reinste aller Frauen,
Der Leidenschaften schauerlich Gefecht
Vermochte noch, ihr Wesen zu verschönen,
Mit Gräueln konnt' ihr Wahrheitstrieb versöhnen.

So war der Kunst ein neuer Weg gefunden.
Sie faßt ins Auge, Iphigenien gleich,
Mit Muth der Menschheit schauerlichste Wunden
Und schöpft aus einem höheren Bereich
Den Trost, der fast der Menschheit schon entschwunden,
Mit Schönheit sie umkleidend, sanft und weich.
Die Kunst — nicht Knecht der Zeit — ist ein Entfalten
Der Ewigkeit in ewigen Gestalten.

Der Menge dünkt nur reizend, was vergänglich,
Als Zeitvertreib auch mit der Zeit vergeht.
Für Sterblichkeit sind Sterbliche empfänglich,
Es liebt der Staub, was mit dem Staub verweht.
Doch bleibt der Sinn der Massen unzulänglich,
Wo dauernd ein erhab'ner Gletscher steht,
Nur Wen'ge, die zu seiner Höhe kamen!
Doch Alle nennen preisend seinen Namen.

Und dies genügt im Bunde der Nationen!
Im Reich geschichtlicher Unsterblichkeit,
Im Reich des Ruhms ist nicht mehr zu entthronen
Ein Volk, dem sich ein hoher Geist geweiht.
Auch Oest'reich in sich selbst muß ihn belohnen!
Die Nacht ist fern, wenn unserm Kampf und Streit
Noch immer leuchtet eine Morgenröthe!
Wir geben ihr den Namen: Wolfgang Goethe.

Mittheilungen.

Die Sabbathfrage.

Cincinnati, O., 18. Dezember 1901.

Herr Redacteur! Der verehrten Frau Louise W. F. will ich in Betreff ihrer Behandlung des Sabbaths in No. 11 der Deborah erwidern, daß sich mehrere Widersprüche in ihrem Briefe mir aufdrängen. Ohne Ceremonien kann ich mir eine Heiligung des Sabbaths und der Feiertage nicht denken, ebensowenig wie der amerikanische Patriotismus ohne Entfaltung der Fahne und Absingen der Nationallieder gestärkt wird. Die Sabbathlichter, der Kiddusch und die Ruhe und Gottesdienst am siebenten Tage verleihen dem Sabbath die Weihe und Würde, die im vierten Gebote ausgedrückt sind. Ihre Mama, Frau W. F., hatte die Sparsamkeit im Auge, wenn sie die Lichter kurz nach dem Anstecken auslöschen und dann später wieder anzünden ließ, wenn der Papa nach Hause kam. In meinem Elternhause waren die Lichter groß genug, um die Beleuchtung für den Freitag Abend herzugeben. Die national-ökonomische Sünde der Weihnachtsfeier, die dem Unbemittelten Lasten und Bürden auflegt, um die kostspieligen Geschenke und Ausschmückung des Christbaumes zu bestreiten, hält keinen Stand mit der Sabbathruhe, die Manchem des Verdienstes berauben würde. Es giebt viele jüdische Arbeiter, Handwerker und auch Geschäftsleute, die am Sonntag arbeiten dürfen und können. Viele Fabriken und Geschäftshäuser haben schon lange den Samstag Nachmittag zu einem Halbfeiertage gemacht und kommen dem Juden in der Ausübung des Sabbathgebotes entgegen. Wo eine Enthaltung von der Arbeit an dem Tage nicht ausführbar ist, so ist dies zu vergeben. Aber im Hause soll und kann שבת sein. Es ist die Hausfrau, deren Obliegenheit es ist, diesem Tage die religiöse Weihe zu geben. Die schlichte Einfachheit in der Ausübung der Gebote, die religiöse Ehrfurcht und die

Enthaltsamkeit haben das Judenthum durch Jahrtausende in seiner Moralität und seinem Gerechtigkeitssinn erhalten. Traditionell genommen soll der Sabbath im Hause und in der Synagoge gefeiert werden und nicht im Concertgarten oder im Theater. Dazu ist die Woche lang genug.

Wenn der Eßrog und das Mazzosessen nach Frau W. F. viel theurere Passionen sind, als der Weihnachten, dann habe ich nicht gut rechnen gelernt. Mich kosten die Mazzos nur deßhalb mehr, weil ich für den Weihnachten Nichts verausgabe.

In Betreff des Bäckers kann ich der verehrten Frau W. F. entgegnen, daß ich in Cincinnati, O., einen Bäcker kenne, der Samstag nicht arbeiten läßt und sich dabei ganz gut steht. Achtungsvoll

Julius S. Cohn.

Reformbestrebungen in Westfalen.

(Eine Skizze.)

Die Reformbewegung zum Zwecke der Umgestaltung des Gottesdienstes weist zurück auf die Errichtung des Königreiches Westfalen unter Hieronymus Napoleon, mit der Residenz Cassel in Kurhessen. Der, um die Hebung des geistigen und materiellen Wohles der Juden so hochverdiente J. Jacobson (geb. 1768 zu Halle, gest. 14. September 1828 zu Berlin) wurde als Präses des 1808 eingesetzten Consistoriums ernannt, welches aus drei Rabbinern und mehreren Gelehrten bestand. In Cassel ließ Jacobson auf eigene Kosten eine prächtige Synagoge („Jacobstempel“) erbauen, die unter erhebender Feierlichkeit am 17. Juni 1810 im Beisein von hohen Beamten, Geistlichen und Professoren eingeweiht wurde. Der Gottesdienst fand eine würdige, zeitgemäße Umgestaltung.

Nach dem Rückzuge der Franzosen 1813, nachdem die Landesväter ihr Regierungsgeschäft ihres früheren Besitzstandes wieder angetreten hatten, waren die sieben fetten Jahre freier Entwickelung zu Ende. In Berlin hatte sogar auf des Königs Befehl das Polizeipräsidium 1822 verfügt, daß „der Gottesdienst in den Synagogen nur in hebräischer Sprache, ohne jede Neuerung“ stattfinden dürfe.

Die Neugestaltung gottesdienstlicher Einrichtungen in Braunschweig und Hessen waren eine Weckstimme für Westfalen, das dem Königreich seinen Namen gegeben hatte. Vom Casseler Consistorium wurden hier zwei Rabbinate, Brilon und Münster, eingesetzt, sowie das Amt eines Obervorstehers. Diese Aemter verloren nach und nach in der rückschrittlichen Stellung der Juden ihre Bedeutung. Der letzte Rabbiner in Brilon war Friedländer, dem Fortschritte geneigt, ohne Nennenswerthes bewirken zu können; in seinem Sprengel waren meist kleine Gemeinden, wenn auch einzelne recht wohlhabend. Sutro, der letzte Rabbiner in Münster, beharrte bei dem Alten; er hatte sogar ein Werkchen in hebräischer Sprache gegen die Reformbe=

wegung herausgegeben. Er soll ein guter Talmudist gewesen sein und bei Gelegenheit ein gutes Gleichwörtchen anzubringen gewußt haben.[1])

Von den Vorgängen in Cassel und Braunschweig theils angeregt, theils aus eigenem Antriebe führten einige westfälische Gemeinden einen Reformgottesdienst ein. So die Gemeinde Rietberg-Neukirchen, an Familienzahl nicht bedeutend, an Leistungsfähigkeit und Bildung ansehnlich und achtbar. Hier wirkte der Lehrer und Prediger S. Liebmannssohn; ein guter Prediger. Er hat Predigten und Anderes herausgegeben, so sein דרך החיים, ein vollständiger Confirmationsakt. In der Synagoge stimmte die Orgelbegleitung zu deutschen Liedern, die portugiesische Lesart des Hebräischen &c. wurde eingeführt.

In Bielefeld, einer der größten und wohlhabensten Gemeinden, führte der Lehrer Posener, ein tüchtiger Kenner des Hebräischen, die Reform ein; er ging radikal vor, daß es sprichwörtlich wurde: „In Bielefeld hat die Thora ein End'." Schließlich mochte er merken, daß er zu weit ginge und das Kind mit dem Bade umschütte; er lenkte ein und kam dem andern Extrem so nahe, daß er das Vertrauen verlor und zum Kaufmann umsattelte. Sein Nachfolger, Blumenau, wußte die richtige Mitte zu halten. Als Mensch und Lehrer hochgeachtet, Herausgeber mehrer guter Schriften, vieljähriger Vorsitzender im Vorstande des Vereins „Israel," Lehrer Rheinlands und Westfalens, lebt er jetzt als Lehrer und Prediger a. D. in Hannover.[2])

Soest wurde der Haupt- und Glanzpunkt der Reform durch den Zuzug des Hellwitz von Werl dorthin, Soest war der Sitz des Obervorstehers für die Mark und noch einige Striche Westfalens, Hellwitz war der letzte Träger dieses Titels. Er war oder galt für sehr reich, führte einen glänzenden Haushalt, gab kostspielige Gastmähler, wozu höhere Beamte, Honoratioren geladen und erschienen waren, gab gern zu wohlthätigen Zwecken sowie Geschenke für Synagogen und dergleichen. Er führte consequent die Reform in Soest durch mit Orgelklang und Chorgesang, Predigt, Abschaffung des zweiten (unbiblischen) Feiertages &c Zwar war der dortige Lehrer auch Prediger, doch predigte der Herr Obervorsteher sehr oft selbst mittels Unter- oder Vorlage gedruckter Predigten (von Dr. G. Salomon). Die Kanzel bestieg er mit äußerlichem Pomp. Man hatte sich über seine Vermögensverhältnisse getäuscht: 1856 plötzlich verschwunden, hielt er sich in der Schweiz auf, machte verkleidet einen Abstecher nach Karlsruhe, wo er dann in einem Hotel von einem Kellner, der ihn oft in Soest bedient hatte, erkannt — und die letzten Lebensjahre des Mannes waren traurige.

In Münster strebten auch Elemente eine Reform des Gottesdienstes an, besonders seitdem ein Herr M. Löwenstein aus Rietberg, der den Interessen des Judenthums rege Beachtung schenkte, zugezogen war. Unter Sutro ließ sich nichts anfangen. Indeß war 1846 durch Vermittelung von Hellwitz und einiger Gleichgesinnter ein junger, academisch gebildeter Mann, der zwar talentvoll aber Fremdling auf dem pädagogischen Gebiete war, gebracht aus dem stillschweigenden Beweg- oder Hintergrunde, durch ihn die Seminaristen für die Reform zu gewinnen, um auf diese Weise die Gemeinden heranzuziehen, resp. zu erziehen. Mit dem Eintritte des „neuen Lehrers"

war der Riß in der Gemeinde fertig. Die Gemeindesynagoge blieb der Reformpartei verschlossen; diese hielt ihren Gottesdienst in dem größten Klassenzimmer des Seminars ab.

Die beiden feindlichen Brüder: „Reform," „Orthodoxie" lagerten ihre Streitsache ab in einem Ultrablatte „Westfälischer Merkur" zum Gaudium der dritten — Nichtjuden.

Für das Seminar, das Beiträge zur Existenz der „Haindorf'schen Stiftung" aus den Gemeinden Rheinlands und Westpfahlens bezieht, hätte die Geschichte verhängnißvoll werden können. 1850 fand sich eine Commission, an deren Spitze der Oberconsistorialrabbiner Bodenheimer, in Münster ein. Diese bestand auf die Entfernung des neuen Lehrers (die Seminaristen müßten nur lernen, nicht aber in das Parteitreiben auf religiösem Gebiete verwickelt werden). Der neue Herr wurde entlassen. — Sutro lebte noch eine Reihe von Jahren. Nach seinem Hinscheiden beirieben die Anhänger der Reform den Bau einer neuen schönen Synagoge mit Einführung eines entsprechenden Gottesdienstes.

Vor mehreren Jahren wurde von der Gemeinde Bielefeld die Leitung eines Gemeindeverbandes für Westfalen angeregt, dem vor und nach die größeren und einflußreichen Gemeinden Westfalens, wie Dortmund, Bochum, Herford, Minden, Witten, Hagen, Soest 2c. sich anschlossen. Die kleinen und mittleren Gemeinden, namentlich des Münsterlandes verhielten sich ablehnend. Zunächst wurde durch Herausgabe eines Gebetbuches תפלה unter Redaktion des Herrn Rabbiners Vogelstein ein einheitlicher Gottesdienst angestrebt. Uebrigens hat die Leitung des Verbandes nicht nur den Gottesdienst, sondern auch die Gemeindeangelegenheiten als: Wohlthätigkeit, Vereinswesen 2c. in sein Programm aufgenommen.

---

[1]) Zum Schlusse nach gutem Brauch ein דבר טוב von dem Rabbiner Sutro s. A., welcher zuweilen die Gleichwörtchen gern anbrachte — Der Herr Rabbiner machte bisweilen Reisen in seinim Sprengel und kehrte gern in dem Städtchen B. bei einer Familie ein, wo er gute Verpflegung und Unterhaltung im Hebräischen mit dem Hausherrn fand. Als es einmal durch die Unterhaltung spät geworden war, und der Gastgeber seinen Gast hinauf ins Schlafzimmer begleitete und hinter diesem mit dem Lichte schritt, drehte der Rabbi sich mit den Worten um: כי דלקת אחרי (was ist mein Verschulden?) (דלק in zweifacher Bedeutung.)

[2]) Ein vorzüglicher Lehrer, zugleich bekannt als ein gediegener Kenner der hebräischen Sprache, (er hat eine gute hebräische Sprachlehre nebst Aufgabenbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Hebräische herausgegeben; beide Werkchen fanden sogar Einführung in mehrere Gymnasien) mahnt der Rabbiner zu Unrecht an Zahlung von Traugebühren. In dem Mahnschreiben nennt er sich, auf seine Streitschrift hinweisend הנשר הגדול In dem scharfen Abweisungsschreiben war als Motto zu lesen:

תנשר הגדל ראש כל עוף טמא

Essen a. d. Ruhr. **A. Treu.**

Sehr einfach. „Schau doch einmal den Müller an, was der für krumme Beine hat! — „Na, warum soll er nicht? Vertritt er doch die Firma Veitel & Citronenbaum schon seit dreißig Jahren!"

Rundschau.

Die Anarchistenfurcht erzeugt die merkwürdigsten Projekte. Herr Jenkins, Abgeordneter aus Wisconsin, brachte am 6. Dezember eine Bill ein, welche ein Attentat auf das Staatsoberhaupt unter Todesstrafe stellt und von Einwanderern einen Eid verlangt, daß sie sich Bestrebungen gegen die bestehende staatliche Ordnung nicht anschließen werden. Die Todesstrafe hat jedenfalls keine abschreckende Wirkung für gewisse Persönlichkeiten, wie man in dem Falle des Präsidentenmörders Czolgosz sehen konnte. Noch lächerlicher ist der Eid gegen Anarchie, welcher Einwanderern abgenommen werden soll. Der Mörder McKinleys war ein geborener Amerikaner, ebenso Booth, der Mörder Lincolns. Das Ganze läuft auf die nativistische Selbstüberhebung heraus, daß alle Verbrechen von Ausländern begangen werden, und dem sollte die jüdische Presse aus praktischen und idealen Gründen entgegentreten.

Der Zionisten-Kongreß in Basel hat auch hierzulande sein Nachspiel gehabt, indem die verschiedenen lokalen Vereinigungen der Zionisten ihre Versammlungen abgehalten haben. Eine solche fand am 27. Dezember v. J. in Boston statt. Unter den Rednern, die dort auftraten, befand sich Samuel H. Borofsky, Mitglied der Legislatur des Staates Massachusetts, der seinerseit in der Legislatur sich bei Bekämpfung der Sonntagsgesetze ausgezeichnet hat. In seiner Rede sprach er mit aufrichtiger Sympathie für den Zionismus als ein Mittel, um den Juden in Ländern, in welchen sie unterdrückt sind, eine gesicherte Heimstätte zu verschaffen, sagte aber gleichzeitig, für uns amerikanische Juden ist Amerika Palästina, und Washington Jerusalem. Das brachte den bekannten Volksredner Maslianski auf die Beine, der gegen diesen Ausdruck protestirte. Diese Phrase wurde seit der Versammlung der amerikanischen Gemeinden in Richmond 1898 populär, ist aber viel älter, indem schon 1841 bei der Einweihung der ersten Reformsynagoge in Charleston der dortige Rabbiner Posnansky sich ihrer bediente. Die lautesten Proteste werden nichts daran ändern, daß für die große Mehrzahl der amerikanischen Juden sowie der Juden in civilisirten Ländern überhaupt die politischen Ideale mit der Entwicklung ihres Heimathlandes zu materieller Wohlfahrt, bürgerlicher Freiheit und intellektuellem wie moralischem Fortschritt zusammenfallen. In dem Sinne, daß die Menschheitsideale der Propheten in Washington erfüllt sind, hat jedoch ganz gewiß niemand diesen Ausdruck gebraucht.

Die Hinüberführung der Juden zum Ackerbau ist ein Problem, welches seit mindestens einem Jahrhundert Philanthropen unter Juden und Christen beschäftigt hat. Ganz besonders akut wurde das Problem, seitdem der Geist der Duldsamkeit soweit vorgedrungen war, daß man den Juden nicht mehr aus religiösen Gründen die Duldung versagen konnte und daher sich auf den nationalökonomischen Standpunkt ihrer wirthschaftlichen Unproduktivität beschränken mußte. Israel Jacobson, der Reformer Rabbi Salomon Eger, der orthodoxe Rabbiner von Posen, Kaiser Nikolaus von

Rußland und Baron Hirsch haben dieses Ziel angestrebt. Ebenso sind in Amerika verschiedene Versuche gemacht worden. Im Einzelnen sind ja auch achtungswerthe Erfolge zu verzeichnen; im Großen und Ganzen aber sind die Juden noch immer Kaufleute. Es liegt jedoch im Interesse des Judenthums, daß seine Bekenner sich über die verschiedensten Berufskreise vertheilen. Ein neuer Versuch wird jetzt durch den deutsch-israelitischen Gemeindeverband gemacht, der ein großes Gut bei Posen ankaufen und es einer Ackerbau-Gesellschaft zur Bearbeitung überlassen will unter der Bedingung, daß diese Gesellschaft alljährlich eine bestimmte Anzahl junger Leute zu Bauern ausbilden soll. Ueber das Löbliche eines solchen Unternehmens kann nur eine Stimme herrschen; die praktische Bedeutung aber kann nur die Erfahrung feststellen.

Ein anderes Projekt des deutsch-israelitischen Gemeindebundes betrifft die Stellung der Kultusbeamten, besonders der Rabbiner. Man mag noch soviel über pfäffische Herrschaftsgelüste losziehen; der Werth einer besseren Stellung des Rabbiners muß sich im Gemeindeleben zeigen. Ein Mann, dessen Brod davon abhängt, daß er sich bei Vertheilung der Konfirmandenfragen die Zufriedenheit eitler Mütter erwirbt, kann nicht gut eine segensreiche Wirkung ausüben. Ebenso liegt es im Interesse der Gemeinden, daß die Befähigungsfrage den modernen Bedürfnissen entsprechend geregelt werde. Nicht anders liegt es in der Frage der Kantoren und Religionslehrer. Die Gemeinde bedarf Männer von allgemeiner Bildung und respektabler gesellschaftlicher Stellung. Sie kann sie aber nicht erhalten, wenn sie ihre moralische und materielle Stellung so gestaltet, daß sich bessere Elemente dem Berufe nicht widmen.

Die Sitzungen der National Civic Federation, welche in New York am 16. und 17. Dezember stattfanden, haben eine mehr als vorübergehende Bedeutung auch vom jüdischen Standpunkt. Diese Vereinigung hat es sich zur Aufgabe gemacht, dem ewigen Kriege zwischen Kapital und Arbeit durch Aufstellung eines permanenten Schiedsgerichts ein Ende zu bereiten. Ein solches Ziel ist so alt wie die Kulturmenschheit. Wo es Verschiedenheit der Interessen gab, hat der Wilde sie durch rohe Gewalt, der zivilisirte Mensch durch friedlichen Ausgleich zu entscheiden versucht. Die Bibel hat schon durch Einschränkung der Sklaverei auf bestimmte Zeit, durch Schutz des Lebens und der Gesundheit des Arbeitenden darin den Anfang gemacht. In neuerer Zeit wurde durch die Großindustrie und demgemäß durch die Organisirung der Arbeiter ein Industrie-Centren das Problem akuter. Der Lohnkampf, bei dem beide Theile durch Gewaltmittel zum Siege zu gelangen hofften, hat sich als eine auch für den Sieger kostspielige Art der Kriegführung erwiesen. Man hat daher sich zu gegenseitiger Verständigung entschlossen. Für uns Juden ist es von ganz besonderem Interesse, daß der Vorsitzende dieses Kongresses, Herr Oskar S. Straus, der frühere Gesandte der Vereinigten Staaten in Konstantinopel, war, der darauf verweisen konnte, daß er seine Erfahrungen als Friedensstifter in seiner früheren Stellung gesammelt hat, da er zwischen den Missionären und der Pforte zu vermitteln hatte. Der Jude konnte also nicht nur der bürgerlichen Gesellschaft,

sondern auch der Kirche Dienste leisten, und in diesem Falle konnte er sie gerade als Jude leisten, denn eben deswegen hat ihn Präsident McKinley gewählt, obwohl Straus der gegnerischen Partei angehörte. Ebenso interessant war es, den Erzbischof Ireland in dieser Versammlung als ersten Redner auftreten zu sehen. Dieser Kirchenfürst ist ein Diplomat, der immer auf der populären Seite sich zeigt. In Chicago erschien er bei dem Kongreß der jüdischen Frauen und sagte den Damen einige Artigkeiten, für die er, wie wir Juden nun schon einmal sind, ein sehr dankbares Publikum fand. Aus Frankreich zurückgekehrt, wo er bei der Errichtung einer Statue für die Jungfrau von Orleans die Festrede gehalten hatte, rechtfertigte er die Anti-Dreyfus Kampagne, weil die Juden in Frankreich a recent importation, neulich eingeschleppt, seien, was aus dem Munde eines in Amerika eingewanderten Irländers, wie es der Herr Erzbischof ist, immerhin ein wenig komisch klingt; aber der Herr Prälat liebt es, mit den Nativisten zu kokettiren, um den Ultramontanismus populär zu machen. Aus demselben Grunde kokettirt er jetzt mit den Sozialismus, obwohl die Lehre des Apostels, daß die Knechte dem Herrn mit Zittern gehorchen sollten (Kol. 3, 22), sehr antisozialistisch klingt, und obwohl auch Papst Pius IX. den Sozialismus auf das Entschiedenste verdammt hat. Nun, Herr Ireland mag sich das zurecht legen, wie er will; das ist seine Sache. Für uns ist es eine gewisse Genugthuung, zu sehen, das ein katholischer Prälat genöthigt ist, um seiner selbst willen an einer dem Gemeinwohle gewidmeten Vereinigung Antheil zu nehmen, welcher ein Jude präsidirt, was doch ein kleiner Fortschritt ist gegenüber den Verhältnissen, welche in Rom bis zum 20. September 1870 bestanden, als Herr Straus, wäre er damals dort Vorsteher gewesen, vor den Standesgenossen des Herrn Ireland hätte knieen und um einen Fußtritt auf den Nacken hätte bitten müssen. Eine schlechte Welt, heutzutage! Nicht wahr, Erzbischöfliche Gnaden?

Wir haben einen schmerzlichen Verlust zu beklagen. In dem Rabbiner Dr. Adolf Moses hat die Deborah einen treuen Freund und das amerikanische Judenthum eine seiner führenden Persönlichkeiten verloren. Adolf Moses war eine markante Individualität. Schon als junger Mensch hatte er seine ausgeprägte Begabung bewiesen, indem er als Freiwilliger in den Reihen der italienischen Freiheitskämpfer unter Garibaldi und dann unter den polnischen Freiheitskämpfern gegen Rußland Dienste that. 1871 kam er nach Amerika, wo er zuerst in Montgomery, dann in Mobile, Alabama, als Rabbiner thätig war, um im Jahre 1881 die Predigerstelle an der Gemeinde Adath Israel in Louisville zu übernehmen, der er bis an seinen Tod am 7. Januar 1902 vorstand. Moses war durch und durch ein freisinniger Theologe. In einem kleinen Schriftchen „Nadab und Abihu," welches vor etwa zwölf Jahren erschien, stellte er die Hypothese auf, daß Nadab mit dem Jonadab identisch ist, aus dessen Hause zur Zeit König Davids die Bundeslade weggeführt wurde. Der plötzliche Tod Uzas sowie der Tod der beiden Söhne Arons bedeutet ihm eine Reminiszenz heftiger Kämpfe, welche um den Besitz der Bundeslade zwischen verschiedenen Levitenklans stattgefunden haben. Die Hypothese hat eine äußerst bestechende Wirkung auf den Schreiber dieses

geübt, sie ist aber in der gelehrten Welt nicht durchgedrungen. Woran das liegt, wage ich nicht zu entscheiden. Aus seinem inneren Bedürfniß heraus, gegenüber den Resultaten der Bibelkritik etwas Positives als Glaubensinhalt des Judenthums aufzuzeigen, entstand sein in englischer Sprache geschriebenes Werk: „Die Religion Mosis,“ welche er als ethischen Monotheismus definirt. Vor etwa zwanzig Jahren gab er mit seinem Bruder Isaac S. Moses die deutsche Wochenschrift „Der Zeitgeist“ heraus, in welcher er zwei treffliche Erzählungen, „Luser Seigermacher“ und „Eine schwarze Chuppe“ veröffentlichte. In beiden ist er, was überhaupt sein Charakterzug war, ein ausgesprochener Idealist. Obwohl in Folge dessen die Naturwahrheit seiner Dichtungen leidet, zeigt er sich in der Darstellung einzelner Scenen als ein warm fühlender, poetisch anschauender Dichter. Sein von ächtem tiefem Enpfinden vibrierendes Gemüth, den edlen Schwung seiner Sprache und seinen feinen Humor kann der Leser in seiner herrlichen Skizze „Himmel und Hölle,“ welche im vorigen Jahrgang der Deborah, Seite 149 erschienen, kennen lernen. Das letzte Neujahrsfest brachte er fern von den Seinen in Kalifornien zu, wo er von seinem schweren Leiden vergeblich Heilung suchte. Von dort aus sandte er eine tief empfundene Neujahrsbotschaft an seine Gemeinde, und noch einige Tage vor seinem Tode erschien im „Reform Advocate“ eine Rede über Anarchie, trotzdem er seit Jahren leidend und seit zwei Jahren ein todtkranker Mann war. Als Prediger war er zu viel Metaphysiker, um populär wirken zu können, obwohl er anderseits wieder der Sprache, der englischen wie der deutschen, in hohem Grade mächtig war und eine außerordentlich wohlklingende Stimme besaß. Daß er trotz seiner abstrakten Beredsamkeit zwanzig Jahre in derselben Stadt wirken konnte, wo hierzulande der Wechsel das Lebenselement der Gemeinden zu sein scheint, spricht sehr für seine menschlichen Eigenschaften, und in der That war er ein wackerer Familienvater, ein treuer Freund und ein edler Mensch; wahr auf der Kanzel, wahr im freundschaftlichem Verkehre, wahr als Schriftsteller. Die Gemeinde Adath Israel in Louisville ist eine der vornehmsten im Lande, was geistige Qualität und gesellschaftliche Stellung ihrer Mitglieder betrifft. Sie hat das durch die großartige, einfache und doch würdevolle Leichenfeier bewiesen. Ebenso hat sein Nachfolger, Dr. Enelow, der ihm vor einem Jahre als „Associate Rabbi“ zur Seite gestellt wurde, durch seinen Takt die Schwierigkeit zu umgehen verstanden, die darin lag, daß er einen Mann, der sich im Alter von sechzig Jahren und im Gefühl seiner Verantwortlichkeit als Vater einer Familie von zehn Kindern, die zumeist noch im zartesten Alter stehen, zur Unthätigkeit verurtheilt sah, vertreten mußte. Die hingebungsvolle Treue seiner Gattin, die treue Liebe seiner Gemeinde und die Achtung seiner Berufsgenossen und seiner zahlreichen Freunde folgt ihm über das Grab hinaus, wie sie ihm in seinen kranken Tagen zum Troste gereichte.

„Nicht-Jüdisch“ ist ein bequemes Schlagwort. Es ist wissenschaftlich nicht zu beweisen und darum nicht zu widerlegen. Im vorigen Jahrhundert galt das Tragen moderner Kleidung als nicht-jüdisch. Der Jude mußte hinter der Mode um zwei Generationen zurück sein, um seine „Jüdischheit“

zu beweisen. Er mußte den dreieckigen Hut und die Kniehose nebst den Schnallenschuhen noch tragen, nachdem sie die übrige Welt schon längst mit den Pantalons, dem Cylinderhute und den Stiefeln vertauscht hatte. Der im Jahre 1803 verstorbene Altonaer Rabbiner Raphael Kohen that ein Gemeindemitglied in den Bann, weil es sich herausgenommen hatte, einen Haarbeutel zu tragen. Später wurde das korrekte Deutsch etwas Unjüdisches; noch später wurde das Spielen eines musikalischen Instruments im Gotteshause zum Gegensatze des Jüdischen gestempelt. Neulich behauptet Dr. S. Bernfeld in der „Allgemeine Zeitung des Judenthums" vom 20. Dezember v. J., daß Erbauung unjüdisch sei. Man wird an die ergötzliche Geschichte Gotthold Salomons erinnert, daß ein jüdischer Vater sagte: Ein jüdisches Kind soll Religion haben! Erbauung ist die religiöse Belehrung, die sich an das Gemüth statt an den Verstand wendet. Die ersten elf Kapitel des fünften Buches Moses sind erbauliche Reden. Dasselbe gilt von den meisten Propheten und von der ganzen talmudischen Haggada, ja, den Rabbinern war schon das Bewußtsein der Verschiedenheit der Haggada und Halacha aufgegangen. Die umfangreiche jüdisch-deutsche Literatur dient zum größten Theile der Erbauung, und von den Werken des Mittelalters war das Buch der Herzenspflichten viel populärer als der Kusari und der Moreh Nebuchim. Wir leben leider in der Zeit der Schlagworte.

Die „Jewish Agriculturists' Aid Society," jüdische Ackerbaugesellschaft, die in Chicago ihren Sitz hat, veröffentlicht soeben ihren Jahresbericht. Es ist ihr gelungen, im abgelaufenen Jahre 28 Parteien, insgesammt 117 Personen, dem Ackerbau zuzuführen und sie hat mit ihren früheren Schützlingen gute Erfolge aufzuweisen. Ueber verschiedene westliche Staaten zerstreut, fühlen sich die früheren Bewohner der russischen und amerikanischen Ghetti glücklich in ihrem neuen Berufe und ringen sich zur materiellen Selbstständigkeit durch. Die Gesellschaft, die ihre Schöpfung dem Rabbiner A. R. Levy verdankt, strebt dasselbe Ziel wie die Ackerbauschule Krauskopfs, aber auf entgegengesetztem Wege an. Während Krauskopf von oben begonnen hat und die Bildung einer ackerbautreibenden jüdischen Bevölkerung von oben herab durch wissenschaftlich gebildete Landwirthe schaffen will, strebt Levy, dieses Ziel von unten herauf zu erreichen, indem er praktische Bauern schaffen will. Jede der beiden Methoden hat ihre Vortheile. Die Hauptsache bleibt, daß der Jude seine Befähigung zu jedem Berufe beweise und besonders, daß die ärmsten Einwanderer den Nutzen, den sie dem Lande bringen, unwiderleglich sichtbar machen.

Dr. Pinkus Neustadt feierte dieser Tage sein sechzigjähriges Berufsjubiläum als jüdischer Lehrer. Dr. Neustadt begann seine Thätigkeit in einem mecklenburgischen Städtchen, zur Zeit, als der radikale Holdheim dort Landrabbiner war, blieb aber Zeit seines Lebens streng orthodoxen Grundsätzen treu. Seit etwa 35 Jahren leitet er eine orthodoxe jüdische Lehranstalt in Breslau. Es steht gegenwärtig im 79. Lebensjahre. Sein Sohn, Dr. Louis Neustadt, ist Herausgeber einer jüdischen Wochenschrift in Breslau und hat sich als historischer Schriftsteller einen Namen gemacht.

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

Max konnte nur nicken. Um aber nicht länger Zeuge dieser peinlichen Auseinandersetzung zu sein, versuchte er, das Gespräch auf andere Bahnen zu bringen, indem er, auf das kleine Mädchen weisend, welches seine Cousine auf dem Arme trug, fragte:

„Wie heißt Deine jüngste Tochter?“

„Hedwig.“

„Nun, komm' einmal zu dem Onkel, Hedwig, er giebt Dir was Schönes.“

Aber die Kleine schüttelte den Kopf.

„Die geht nicht von der Mutter weg,“ sagte Lotti stolz.

Max nahm wieder eine Münze aus der Börse. Die Kleine griff danach, schüttelte aber wieder ihr Köpfchen.

„Was soll Dir das, Max? rief die Mutter mit schwachem Widerstreben.

„Ich will die junge Dame für mich günstiger stimmen,“ war die Antwort. „Uebrigens bin ich Dir auch noch etwas schuldig.“ Bei diesen Worten ging er wieder in den kleinen Laden, nahm die Handtasche, die er dort stehen gelassen hatte, stellte sie auf den Ladentisch, kramte ein wenig darin und kam mit einem verhüllten Gegenstande zurück, den er vor den gespannten Blicken der Anwesenden von seinen Hüllen befreite. Es war ein Silberbecher ohne Fuß.

„Ich bin Dir ein Hochzeitsgeschenk schuldig geblieben,“ sagte er zu seiner Cousine, „weil es sich doch nicht gelohnt hätte, etwas herüberzuschicken, was Dir nur Kosten und Scherereien bei der Zollabfertigung bereitet hätte. Darum zog ich es vor, es selbst mitzubringen. Es ist ein amerikanisches Stück. Bei uns drüben benutzt man es als einen Behälter für Theelöffel. Bei Euch wird es als Kidduschbecher Dienste leisten.“

Lottis Gesicht strahlte, und in ihrer Freude stellte sie die Kleine auf den Fußboden, die sofort zu dem Großvater lief, der sie liebkosend auf seine Kniee setzte.

„Du hast Dir unnöthige Auslagen gemacht,“ sagte sie, während sie das Geschenk von allen Seiten betrachtete. „Es ist aber sehr liebenswürdig von Dir und ich danke Dir recht herzlich. Mein Mann wird den Becher heute Abend gleich einweihen und Du wirst unser Gast sein.“

„Sei mochel, da draus wird nichts,“ rief der Alte in bestimmtem Tone. „Er ist zu mir gekommen und heute bleibt er da. Morgen, wenn Du willst, kannst Du ihn einladen.“

Die alte Frau, die ebenfalls durch Wiegen des Kopfes und Schnalzen der Zunge ihre Bewunderung ausgedrückt hatte, faßte Max beim Arme und sagte: „Setz' Dich schon einmal nieder, etwas zu genießen. Ich werd' noch Wein holen.“

„Ich trinke keinen Wein," erwiderte dieser, dicht an ihrem Ohre seine Lippen haltend.

„Wie heißt? Warum? Ein junger Mensch muß können Alles essen und trinken," sagte die Alte etwas unwillig.

„Hast Du ein Neder gethan, bist Du ein Nosir?" fragte der Alte.

„Das gerade nicht," war die Antwort, „aber drüben ist der Wein nicht gut und so habe ich mir ihn abgewöhnt."

„Thu' ihm nicht zureden, Bele," sagte der Alte mit langsamen Mundbewegungen, „soll er Kuchen essen, wenn er nicht trinken will."

Max setzte den Hut auf, den er bei seinem Eintritte auf das Bett gelegt hatte, und sagte mit feierlicher Betonung den Segensspruch: „Gepriesen seiest du, Herr unser Gott, König des Weltalls, der geschaffen hat so vielerlei Nahrungsmittel," worauf der Onkel „Amen" sagte, und dann ein Stückchen abbrach und dem auf seinem Schoße sitzendenden Enkelchen in den Mund schob.

„Wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten, Vetter Reb Dowid Löb?" fragte Max.

„Nein, ich dank' Dir," war die Antwort. „Ich esse erst abends nach Schul.'"

„Was fällt Dir ein?" begann Lotti, „der Vater wird doch nicht an Erew Jontew oder Erew Schabbes etwas genießen, außer Mittag eine Tasse Kaffee und ein Stückchen Kuchen. Wie oft habe ich ihm schon gesagt, daß er sich in seinem Aller, unberufen, erlauben könnte, einen Teller Suppe und ein Stückchen Fleisch zu genießen, besonders im Sommer, wenn man abends so spät aus Schul' kommt. Er will aber davon nichts hören."

„Fasten Sie jeden Freitag?" fragte Max erstaunt.

„Das kann man doch nicht fasten nennen," meinte der Alte ausweichend. „Ein großer Esser bin ich nicht und in meinen Jahren kann man ja nicht mehr so viel vertragen wie ein junger Mensch, aber Du kannst mehr essen. In Deinen Jahren hätte ich noch so einem Teller Kuchen immer noch abends mit Appetit essen können."

„Askese, nichts als Askese!" murmelte Max halblaut vor sich hin.

„Käse willst Du haben?" fragte der Alte. „Das kannst Du bekommen, und noch ganz koscheren dazu, von der Muhme Bele selber gemacht. Bele! —"

Max unterbrach ihn lächelnd. „Was fällt Ihnen ein, Vetter Reb Dowid Löb? Ich habe nur so für mich gesprochen. Ich bin das Deutschsprechen nicht mehr gewöhnt. Es ist mir nur so eingefallen, wie alle die Sachen so langsam vergessen werden."

Lotti hatte schon eine Weile wie auf Kohlen dagestanden. Jetzt endlich, da eine kurze Pause im Gespräche entstanden war, konnte sie zu Worte kommen.

„Mich wirst Du entschuldigen müssen, Max," sagte sie. „Ich muß nach Hause gehen. Du siehst, in welchem Aufzuge ich herübergekommen bin. Ich muß mich wahrlich schämen, aber ich hatte eine solche Freude, wie ich hörte, daß Du da bist, daß ich mich nicht erst ankleiden wollte, und dann muß ich

noch in der Wirthschaft thätig sein. Heute werden die Näherinnen um fünf Uhr entlassen statt um sieben, wie gewöhnlich. Die warten auf ihren Lohn. Die Kinder und das Geschäft! Es ist wahrlich keine Kleinigkeit. Dabei muß ich noch für Schabbes auch kochen —"

„Vergeß' nur nicht Eruw tawschilin?" mahnte der Alte.

„Da brauchst Du keine Sorge zu haben, Vater," erwiderte die Tochter. „Daran läßt mich schon mein Mann nicht vergessen. Obwohl ich nicht weiß, warum ich es thue," setzte sie, zu Max gewendet, lächelnd hinzu.

„Wie oft habe ich Dir das schon erklärt!" polterte der Alte. „Du weißt doch, daß man an Jontew nur eine solche Arbeit thun darf, die zum Bereiten der Festmahlzeit unbedingt nöthig ist. Daher darfst Du nur das kochen, was Du für Jontew brauchst, nicht aber für den folgenden Tag. Wenn also Freitag Jontew ist, wie diesesmal, mußt Du schon Donnerstag auf Schabbes kochen. Darum haben unsere Chachomim eingerichtet, daß man ein Stückchen Barches und ein Stückchen Fleisch für Schabbes bei Seite legt, so daß Du zeigst, Du hast auf Schabbes vorbereitet. Dann kannst Du an Jontew kochen, soviel Du willst. Nun, verstehst Du jetzt?"

„Nicht ganz," war die Antwort, „oder nur soviel, daß ich den lieben Gott foppen soll und ihm vorreden, daß ich schon heute für Schabbes gekocht habe, während ich doch weiß, daß ich es morgen thun will."

„Seh' Dir an hier mein' große Mad!" fuhr der Alte auf. „Will auch schon philosophiren! Na, was das heute für eine Welt ist!"

„Jetzt muß ich aber gehen, sonst kriege ich noch etwas für Jontew," sagte Lotti mit spöttischer Mundbewegung. „Mendel kommt übrigens auch schon. Da wirst Du Gesellschaft haben. Adieu, Max, ich komme abends noch herüber, wenn die Kinder zu Bette gebracht sind. Indessen schicke ich meinen Mann, sobald wir den Laden gesperrt haben. Adieu!"

---

11. Kapitel.

Epigonen.

„Gelobt sei Gott, daß man Dich auch einmal sieht," rief der alte David Löb ziemlich unwirsch, als sein Sohn eintrat. Ich habe wirklich gemeint, Du bist fortgefahren."

Der Eintretende schien von der Strafpredigt nicht sehr berührt. Er gab dem Gaste mit halblautem „Grüß Dich Gott!" die Hand und ließ sich phlegmatisch auf einen Stuhl nieder.

Max betrachtete ihn aufmerksam. Er war ein Mann im Anfang der fünfzig, etwas unter Mittelgröße, mit glattrasiertem Gesicht, in sehr verschossenen Kleidern, den Kopf von einer flachen fettglänzenden Mütze bedeckt. Seine hellblauen Augen sahen ausdruckslos in's Weite.

„Willst Du noch etwas essen, Mendel?" fragte die Mutter mit einem Tone, den man anhörte, daß sie den alternden Mann als ein Kind behandle. Du hast Mittag beinahe gar nichts gegessen."

„Ich kann das Hefegebäck nicht gut vertragen," war die etwas mürrische Antwort.

„Mach' dem Kind ein Bischen Milchsupp'" rief der Alte, aber ohne sich Mühe zu geben, daß seine Frau ihn höre.

„Bist Du magenleidend?" begann Max, um doch etwas zu sagen.

„Ae Kränk' fehlt ihm," sagte der Alte verdrießlich. „Zu thun hat er nichts. Darum denkt er beständig an sich und bildet sich alle Arten Krankheiten ein."

„Du glaubst mir nicht," erwiderte Mendel vorwurfsvoll, „aber ich weiß am besten, was mir fehlt, und der Doktor hat mir erst vor zwei Wochen gesagt, ich muß mich sehr in Acht nehmen."

„Was ist ihm gelegen?" brummte der Alte. „Du kommst hin, singst ihm Eches vor, muß er doch etwas sagen."

„Hast Du gar kein Geschäft?" fragte Max.

„Jetzt kann ich mir nichts unternehmen, so lange meine Gesundheit nicht wieder hergestellt ist," war die Antwort. „Dann will ich hier eine Nähmaschinen-Niederlage eröffnen. Ein Agent hat mir versprochen, mir eine Vertretung zu verschaffen."

„Daran kann man oischer melech werden," sagte der Alte mit jovialem Lachen. „Wenn Du wirst zwei im Jahr' verkaufen, hast Du ein glänzendes Geschäft gemacht."

„Nun, man verkauft doch auch Nadeln und Zwirn," erwiderte Mendel, „und dann kann man noch etwas Anderes dabei thun. Ich wollte schon lange Pflaumenkerne sammeln lassen, welche die Obstzüchter beim Pflaumenmuskochen wegwerfen. Die kann man in der Oelfabrik bei Frimiswalde verkaufen."

„Lauter solche Geschäften!" rief der Alte immer heiterer. „Warum bist Du denn heute früh' nicht nach Frimiswald gegangen, wie Dich Lotti hat wollen hinschicken? Du hätt'st dann können gleich Dein Geschäft besorgen."

„Heute früh' ist mir gerad' nicht gut gewesen," war die etwas kleinlaut abgegebene Antwort, und zu dem Gaste gewendet, fuhr er fort: „Lotti hat ein' Haß auf mich. Sie bildet sich ein, wenn ich wär' nicht gewesen, hätt' sie können ein' bessere Partie machen. Sie hat immer wollen ein' gebildeten Menschen heirathen. So einen wie Du bist, hätt' sie gern genommen. Jetzt ist es noch ärger wie früher. Ihr Mann reizt sie noch mehr gegen mich. Er möchte haben, der Vater soll ihm das Geschäft geben, und darum möchten sie mich gerne aus dem Hause fort haben."

Max fühlte sich von diesen Enthüllungen über das Familienleben sehr unangenehm berührt, darum wich er dem Thema aus. „Warum hast Du denn nicht geheirathet?" fragte er, „oder, da es niemals zu spät ist zu bereuen, warum thust Du es nicht heute?"

„Ich möchte schon," erwiederte der Gefragte mit verschämtem Lächeln, „aber es trifft sich nichts Rechtes und ich bin auch etwas schüchtern von Natur. Ich habe schon wollen Dir schreiben, ob Du wohl drüben etwas weißt, so ein Mädchen, was ein Geschäft hat, wenn sie auch nicht ganz jung mehr ist. Man hat mir neulich eine angetragen von Rohrteich, aber in so ein Dorf zu gehen, und zwei Kinder hat sie auch — eines ist schon zwölf Jahre alt — das war mir doch nicht anständig."

„So ist es mit ihm," begann der Alte wieder unwillig. „Ein ganz' Jahr macht er Pläne, und wenn es dazu kommt, hat er sich zu nichts. Jetzt sagt er, er will nach Amerika gehen, und wenn Du wirst ihm schon den Schiddech reden und wirst ihm Geld schicken auf der Reise, wird ihm im letzten Augenblick der Bauch weh thun, und es wird wieder nichts daraus werden. Ganz so wie König Salomo gesagt hat: „Wer auf den Wind wartet, wird nicht säen, und wer die Wolken beobachtet, wird nicht ernten. Was Mendel da gesagt hat, war ein ganz guter Schiddech. Eine brave Frau, ist achtunddreißig Jahre alt und hat zwei guterzogene Kinder und hat ein Bischen Vermögen und ein hübsches Geschäft, und eine gute Familie auch — Selig Friedland ist ihr Großvater gewesen, war ein ganz feiner Mensch, ein Nandar, ganz ein ehrlicher Jüd' auch. Sie haben sich sogar gerechnet ein Bischen in die Mischpoche. Sein Weib's Schwester's erster Mann, Pinches Jome Gerschon's hat er geheißen, war von der Muhme Bele recht' Geschwisterkind. Es wär' ein Glück für ihn gewesen, aber er hat nicht gewollt. Ich sag' ihm immer: „So lang' wir leben, bis hundert Jahr', ist noch gut. Er hat wenigstens ein' Platz zu schlafen und ein' Tisch zu essen, aber wenn wir nicht mehr da sein werden, weiß ich gar nicht, was aus ihm werden soll. Mit Lotti vertragt er sich nicht. Das sind auch so seine Einbildungen. Sie ist eine gute Neschome, meint ihm's ganz gut" —

„Das meinst Du," fiel Mendel erbittert ein. „Vor Dir stellt sie sich anders. Ich weiß aber, wenn sie mich könnte in ein' Löffel Wasser ertrinken, möchte sie's thun."

„Was hast Du davon?" fiel der Alte unwillig ein. „Meyer ist zehn Jahr' nicht hier gewesen, willst Du ihm jetzt so ein' Scholem lechem geben mit Euern Machloikes? Ich will Dir nur das erzählen, Meyer, Du bist mein Bruder's Sohn. Der Zaddik, in Gan Eden ruht er, hat Dich zurückgelassen als ein kleines Kind; wie alt warst Du?"

„Nicht ganz fünfzehn Monate," war die Antwort.

„Und wie Dein' Mutter gestorben ist, wirst Du sein alt gewesen acht Jahr'."

Max nickte.

„Nun siehst Du, was aus einem werden kann. Es ist wahr, der Bruder Reb Secharjeh ist so ein Zaddik gewesen, daß Dir sein Sechuß beigestanden hat bei dem Vater der Waisen. Aber doch hast Du Dir selber müssen helfen, und er, Mendel, hat doch keine Sorge gehabt in seinem Leben, und jetzt noch wär' nicht zu spät, aber er will nicht. Und noch dazu das Unglück, daß er sich mit der Lotti nicht verträgt und gar mit dem Jisroel Hirsch, ihren Mann — da kommt er gerade, daß es wahr ist."

Bei diesen Worten erhob sich Mendel mit einer Hast, die mit seinem sonstigen Phlegma ganz merkwürdig kontrastierte und flüchtete sich in den Laden, indem er zu Max sagte: „Du mußt mich entschuldigen. Ich muß mich noch waschen und anziehen für heute Abend."

Während Mendel über eine Treppe, die eigentlich mehr einer Leiter ähnlich war, in den oberen Stock kletterte, trat der angekündigte Besucher ein. Israel Hirsch Marderpelz war ein kleiner, ziemlich beleibter Mann von

einigen dreißig Jahren. Sein breites Gesicht war hie und da von einem röthlichen Bartflaum bedeckt, auch auf der Oberlippe schien der Bart nicht haben gedeihen zu wollen. Seiner weißen Wäsche, den frisch gewichsten Schuhen, den sorgfältig gebürsteten Beinkleidern, dem neuen Sammetkäppchen, das die Form einer umgestürzten Kasserole hatte, und selbst dem ganz neuen, kurzen Negligeerock aus braunem Barchent sah man an, daß der Besitzer für den Festtag Toilette gemacht hatte und nur Rock und Cylinderhut brauchte, um sich zu dem Gottesdienst zu begeben.

Auf Max machte er einen sehr unangenehmen Eindruck. Sein ganzes Auftreten, sein schwebender Gang, seine Gewohnheit, den Kopf auf die linke Schulter zu neigen, ein fortwährendes Zwinkern der Augen hinter dem kokett aufgesetzten Kneifer, und besonders eine abscheuliche Nase, im oberen Theile ziemlich flach, an der Spitze mit einem Knoten versehen, der rückwärts strebend dem Gesichte den Ausdruck eines unbescheidenen, dabei lächerlichen Selbstbewußtseins verlieh, stieß Max ab. Er fühlte ein Unbehagen, ähnlich dem, welches man empfindet, wenn man eine haarige Raupe auf seiner Schulter erblickt. Man kann sie nur durch eine mühsame Kopfbewegung erblicken; abschütteln läßt sie sich nicht, anfassen mag man sie nicht, und dabei fühlt man schon mit Entsetzen, wie das rasche Fortbewegen ihrer Leibesringe sie im nächsten Augenblicke hinter den Hemdkragen bringen und sie an unserem Rücken heruntergleiten lassen wird. Dieses Gefühl steigerte sich, als Herr Marderpelz mit einer gewissen Herablassung sich dem Gaste näherte, ihm die Hand reichte und wie zu einem alten Bekannten „Scholem lechem, hä" sagte.

Max zwang sich zu einer freundlichen Erwiederung.

„Ueberrascht gekommen, hä. Wir haben Ihnen schon nicht mehr erwartet auf Jontew."

„Ich wollte meine Ankunft nicht genau ankündigen," erwiderte Max, „um niemandem Umstände zu machen."

„Umstände, hä, wenn man zu seine Freinde kommt! Wie heißt! Ich hätte mir ein Vergnigen daraus gemacht, auf die Bahn zu gehen."

„Sehr liebenswürdig!"

„Ich muß mich auch noch bedanken für den schönen Geschenk, was Sie haben uns verehrt. Es ist sehr schön, hä, fain, hä. Mein Weib hat mich hergeschickt, ich soll Ihnen sägen, Schwähr, daß wir werden herkommen zu Kiddesch. Sie will haben, hä, daß Sie sollen zum erstenmal Kiddesch machen aus dem amerikanischen Becher."

„Ihr seid's allemal willkommen," sagte der Alte etwas lakonisch.

Herr Marderpelz hatte die Hände in die Hosentaschen gesteckt und ging, den Kopf hin und herwiegend, die Länge des Ladens abmessend, auf und ab. Dabei summte er sich eine der Melodien des Festtagsgebetes vor, blieb immer, wenn er zur Schwelle der Stube gelangte, stehen, als wartete er, daß man ihn anspreche. Da aber Onkel und Neffe beharrlich stillschwiegen, fing er nach einer Weile wieder an:

„Schon Jontew gemacht, Schwähr?"

„Mein Jontew ist bald gemacht," war die Antwort. „Barbieren thue ich mich nicht, und gewaschen und angezogen habe ich mich, wie ich vom Schlaf

nach dem Essen aufgestanden bin. Ich bin da gerad' im Gewölb' gesessen und hab' in ein Sepher ein Bischen hineingesehen, wie Meyer ist hereingekommen."

Marderpelz, der bei diesen Worten an der Thürschwelle der Stube gestanden war, machte wieder Kehrt, schlenderte durch den Laden und schlug das auf dem Ladentische liegende Buch auf.

„Oh!" rief er, mit zugespitzten und geöffneten Lippen, „oh, der Scheloh, der Scheloh hakodesch!" Dann drückte er den Kneifer tiefer auf die für für ein solches Instrument gar nicht berechnete Nase, wiegte den Kopf hin und her und verzerrte die Lippen zu allerlei Grimassen.

Den Alten verdroß das Betragen sichtlich. Er würdigte den Schwiegersohn keiner Antwort, sondern sprach, zu Max gewendet: „Unsere Chachomim haben Recht gehabt. Die Worte der Thora erhalten sich nicht bei einem, der sich in Einsamkeit damit beschäftigt. Etwas eingehend lernen kann ich nicht, besonders Erew jontew, so hab' ich mir den Scheloh hergenommen. Und dann," fügte er mit einem Seitenblick auf den Schwiegersohn hinzu — „laß' einer sagen, was er will, es ist ein großes Sepher, und steht auf einem Blatt mehr Gelehrsamkeit darin wie in ganzen Bänden von den Geschalber, was die heutige ungarische Rebonim schreiben."

Max lächelte. „Gerade für Schowuoß," sagte er, „ist der Scheloh gut zu lesen. Die Schilderung von dem geordneten Unterricht in Amsterdam, die er den deutschen Juden als ein Ideal gegenüber dem regellosen Wesen ihrer Erziehungsmethoden vorhält, ist sehr lobenswerth, und dann die rührende Geschichte von dem Geiste, der ihm und seinem Freunde erschienen ist, und sie aufgefordert hat, nach Palästina zu gehen und dort Heilige zu werden zum Lohne dafür, daß sie während der ganzen Nacht des Schowuoß-Festes nicht einen Augenblick ihr Studium unterbrochen haben." —

„Man muß nicht Alles so wörtlich nehmen," fiel David Löb ein. „Sie haben vor Zeiten auch mitunter ihre Einbildungen gehabt."

„Haben Sie auch Scheloh gelernt, hä?" bemerkte Marderpelz, indem er den Kopf ganz auf die linke Schulter legte und Max von unten herauf ansah.

„Du meinst," fiel hier der Alte zornig ein, „keiner känn' etwas außer Dir. Indessen, wenn ich die Hälfte oder nur den vierten Theil von den kännen thät, was Du nicht kannst, hätt' ich ä ganz schöner Lamden sein. Daß Du's nur weißt, mein theuerer Jisroel Hirsch."

„Was hab' ich denn gesagt?" erwiderte der Angeredete. Dabei preßte er die Unterlippe hervor und warf den Kopf nach rückwärts. „Ich habe nur gemeint, was so die heutigen Rabbiner sind, die lernen doch solche Sachen nicht, die thun doch nur Philosophie studieren und Arabisch lernen und solchene Sachen."

„Sie sind mir in ein' Finger lieber, wie euere Jeschiwe-Bocherim mit ihre verdrehte Köpp'," polterte der Alte weiter. „Hätt' ich nur vor vierzig Jahr gewußt, was ich heute weiß, wär' aus Mendel etwas Anderes geworden. Damals hat man sich eingeredt, wenn man ein Kind schickt in die Lateinschul', wird er sich schmadden. So hab' ich mir lassen zureden, ihn auf

die Jeschiwe nach Yazmuth zu schicken, weil der dortige Row ein Schüler meines Vaters, sein Andenken sei gesegnet, war. Was ist herausgekommen in die drei Jahr, was er dort zugebracht hat? Kartenspielen hat er gelernt und müßig gehen. Hätt' ich ihn hier gehalten, hätt' er wenigstens arbeiten gelernt."

Marderpelz rückte seinen Kneifer zurecht, riß seine Augen weit auf und sagte, indem er jedes Wort mit einer Bewegung seines Zeigefingers begleitete: „Und ich sag' doch, wenn man will lernen können, muß man auf eine Jeschiwe gehen. Von den Seminar wird niemals keiner herauskommen, was wird können ein Blatt Gemoro lernen."

Max fand den neu akquirierten Vetter immer unerträglicher, aber es widerstrebte ihm, sich in einen Disput einzulassen. Darum wandte er sich an den Onkel mit der Frage: „Kennen Sie meinen Freund Dr. Steinbach?"

Marderpelz wiegte seinen Kopf rasch hin und her und sagte, ehe noch der Alte antworten konnte: „Ich kenn' ihn. Ich bin einige Male zu Beris Milehs mit ihm zusammengewesen. Er hält sich zurück in der Conservation. ich hab' mehrere Male versucht, mit ihm Tora zu reden, aber er sagt nur immer einsilbige Wörter. Ich weiß nicht," — dabei zog er die Stirne in Falten und steckte den Kopf tief zwischen die Achseln — „ob er nicht kann, oder ob er nicht will."

Der Alte lachte laut auf. „Soll ich leben und gesund sein," rief er aus, „vor Dir braucht er sich noch nicht zu fürchten. Ich hab' ihn nur einmal gesehen bei eine Chassene. Salme Landau hat eine Tochter verheirathet, — sein' Schwester ist von den dortigen Parnes die Mutter, darum hat er Kiduschin gegeben. — Salme rechnet sich ein Stückchen zu der Mischpoche. Der Bruder, Reb Secharje, ist sein Mohel gewesen —"

„O, ich kenne ihn," fiel Max ein, „das ist wohl der Bruder der alten Frau Hirschmann. Sie hat mir davon erzählt, sie ist nicht wenig stolz darauf, daß mein Vater sie gebenscht hat."

„Nun gut, da weißt Du's doch. Ich hab' aber nicht wollen davon erzählen. Der Salme war bei uns auf der Chassene und hat ein schönes Drosche-geschenk gegeben, und ich hab' ihm müssen damals versprechen, zu ihm zu kommen, wenn er wird ä Chassene machen. So sind wir damals hingefahren. Ich muß sagen, ich hab' großen Nacheß Ruach gehabt. Er führt sich wie ä Row soll, bechowed und frumm und ist ä Kenner."

„Er wird so ein paar Dinim aus dem Chaje Odem eingebüffelt haben, daß er sich damit zeigen kann, hä," höhnte Marderpelz.

„Ich muß Ihnen sagen, Vetter Reb David Löb," begann Max, „ich habe über seine Kenntnisse gestaunt. Wie ich nämlich bei ihm zu Besuch war, kam der Schochet und hat ihm eine Frage vorgelegt und er hat, ohne ein Buch aufzuschlagen, mit mir den Fall so gründlich durchgesprochen, daß es ein Vergnügen war. Dann hat er mir gleich einen ähnlichen Fall aus dem Giwaß Schoul citirt — haben Sie das Sepher schon gesehen, Herr Marderpelz?" —

(Fortsetzung folgt.)